Album.

Bibliothek deutscher Original=Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. – Dreiundzwanzigster Jahrgang. – 1868.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowsky, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. — Dreiundzwanzigster Jahrgang. — 1868

Dritter Band.

Robert Clive.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Robert Clive,

der Eroberer von Bengalen.

Historischer Roman

von

Adolf Mützelburg.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Erstes Kapitel.

Kapitän Clive.

Unheimliche, fast fühlbar schwere Luft — Hochsommer in Indien — drohende Gewitter ringsumher am Himmel, kein Windhauch, das Gras versengt, die Felsenstraße mit feinem Staub bedeckt, die Bäume wie erstorben, kein Mensch rings zu sehen, Alles wie erdrückt von der glühenden Luft, die Nähe gleichsam flimmernd in der glühenden Atmosphäre, die Ferne verschwimmend in Dunst — so war der Tag, der letzte des Augustmonats 1751, an welchem eine kleine Kriegerschaar die Gebirgsstraße nach Arkot dahinschlich, zweihundert Mann in europäischer Tracht, siebenhundert in der Kleidung der Sepoys.

Sie hatten sich eben einen Berg hinanzuarbeiten. Der junge Offizier, der voranritt auf einem vollständig

erschöpften Pferde, wandte sich, als er die Spitze des Bergs erreicht, zu einem Reiter neben ihm.

„Lieutenant Revel, lassen Sie die Truppen sich hier auf der Straße formiren!“

Und er nahm ein Fernglas vor das Auge und richtete es nach der Gegend, in welcher das Gebirge höher wurde. Nicht eher wandte er sich zurück, als bis die Truppen sich hinter und neben ihm, so gut es ihre Erschöpfung zuließ, formirt hatten. Dann ritt er die Fronte entlang.

Eine gut aussehende Schaar, wenn man die Ermattung und Abspannung in Anrechnung brachte, Männer von guter Haltung und vertrauenerweckender Miene. Kein Bagagewagen zu sehen; eine Seltenheit oder vielmehr etwas Unerhörtes für Indien, wo tausend Mann Truppen gewöhnlich zweitausend Kulis mit der Bagage hinter sich führten. Jeder trug das Ränzel in seiner Art; bunt genug sah es aus: hier ein regelrechter Soldatentornister, dort eine Jagdtasche, noch anderswo ein Korb oder ein baumwollenes gestreiftes Säckchen.

Der junge Kapitän ritt ernst die Reihen entlang und musterte genau. Aber er tadelte nichts; die Unordnung hätte größer sein können bei dieser erstickenden, den Athem raubenden Luft. Glück genug, daß

noch kein einziger Marodeur zurückgeblieben! Dazwischen grollte der Donner in den fernen Gebirgsschluchten und fahle Blitze zerrissen in Ost und West die schwarze Wolkenwand. Zuweilen erdröhnte der Boden wie bei einer Kanonade.

Das Gesicht des jungen Kapitäns war sehr blaß. Sein schmächtiger Körper mochte der Anstrengung eines solchen Marsches weniger gewachsen sein als der irgend eines Andern in der Schaar. Aber er hielt sich straff zu Pferde und sein Blick war fest und scharf.

Plötzlich streckte er die Hand aus und deutete in das Gebirge hinein.

„Seht Ihr dort die grauen Mauern, Kinder?" rief er. „Das ist die Feste von Arkot! In zwei Stunden werden wir dort sein!"

Alle Gesichter blitzten auf und: „Ein Hurrah für Kapitän Clive! Hurrah!" lautete die donnernde Antwort. Es war wie Blitz und Donner am Himmel.

„Wollt Ihr Eure Schuldigkeit thun und die verletzte Ehre des englischen Namens retten?"

„Ja, Kapitän, ja!"

„Wollt Ihr mir gehorchen, auf den Wink, da Ihr wißt, daß ich es gut mit Euch meine und nichts befehlen werde, was nicht nothwendig ist?"

„Ja, Kapitän, wir gehorchen!“

„Wollt Ihr lieber sterben, als den Franzosen oder gar den Peons den Rücken kehren?“

„Ja, Kapitän, wir wollen es!“ lautete die vielstimmige entschlossene Antwort.

„Dann vorwärts! Lieutenant Glaß, voran mit zwanzig Plänklern! Es lebe England und die Compagnie!“

„Es lebe England und die Compagnie! Es lebe Kapitän Clive!“

Die Müdigkeit war vergessen. Wie auf dem Exercirplatz ging es vorwärts. Der Sturm erhob sich und rollte ganze Wolken von weißem Staub auf, dazwischen immer mächtigerer Donner und ununterbrochenes Blitzen; es war, als ob die Berge in Flammen ständen und zwei gewaltige Heere sich Riesengeschosse zuschleuderten.

Kein Tropfen Regen fiel, die Staubwolken verdunkelten den Weg bis auf hundert Schritte. Es war, als ob die Nacht anbreche. Mitten durch das Toben der Elemente zog die Schaar lustig hindurch. Die Engländer sangen ein Lied aus der Heimat.

Da fiel vorn ein Schuß. „Halt! Halt!“ Die ganze Truppe stand. Kapitän Clive ritt vor.

Ein Fähnrich kam von den Plänklern zurück.

Er schien ein lautes Lachen nur mühsam zu unterdrücken.

„Kapitän Clive, blinder Lärm!" meldete er. „Musketier Primskey sah etwas aufspringen, hielt es für Pferd und Reiter und schoß. Aber es war nur ein Esel. Er ist jetzt todt."

Ein schallendes Gelächter flog den ganzen Zug entlang. Auch Kapitän Clive's Lippen kräuselten sich.

„Hier ist eine Rupie für den guten Schützen!" sagte er. „Ein Hurrah für Musketier Primskey!"

„Ein Hurrah für Musketier Primskey!" jauchzte es den ganzen Zug entlang und vorwärts ging es, noch lustiger als vorher. Sturm und Donner brausten durcheinander. Der Sturm hatte wenigstens Bewegung in die erstarrte Luft gebracht. Zuweilen strich sogar eine kalte Luftschicht über die Berge hin, sodaß die Soldaten fröstelten. Die meisten hatten ihre Hüte an dünnen Schnüren auf dem Rücken hängen und den Kopf mit einem Tuch umwunden. Die vielfarbigen Tücher flatterten im Sturm. Es war ein abenteuerliches Bild.

Kapitän Clive war jetzt vorn bei den Plänklern. Ueber eine gute Stunde mochte seit dem ersten Halt vergangen sein. Der Zug schwenkte um einen hohen Bergvorsprung, an dem der Sturm sich brach. Es

war still hier und der Staub wurde nur von den Fußtritten der Soldaten aufgewirbelt. Aber der Himmel war schwarz und die Blitze zuckten von Sekunde zu Sekunde.

Unter dem dunklen Himmel und dem Flammen der Blitze lag eine weite, weite Stadt und darüber eine Feste, Stadt und Festung Arkot, keine Viertelstunde Wegs mehr entfernt. Unheimlich ruhig lagen sie da; nichts regte sich. Die Inder fürchten das Unwetter; keine lebende Seele bleibt draußen, wenn sie zu fliehen vermag.

Die acht Offiziere hatten sich um Clive versammelt. Ein „Halt!" und der ganze Zug stand.

„Wir greifen an in Sturm und Donner!" sagte Clive ruhig. „Zittert den Hindus das Herz schon beim Toben der Natur, so werden sie nicht tapferer werden, wenn sie unsere Musketen blinken sehen. — Was ist das?"

Er nahm sein Fernrohr vor. Die Mehrzahl der Offiziere folgte seinem Beispiel.

„Reiter und Fußvolk, die das Fort verlassen?" murmelte Clive vor sich hin. „Sollten sie uns angreifen wollen? Unmöglich! Sie ziehen nach Norden, eilig, in Verwirrung, die letzten schleppen Gepäck. Sie fliehen! — Soldaten", wandte er sich mit erhobener

Stimme zurück, „der Feind verläßt die Festung. Arkot ist unser! Vorwärts!“

Wieder donnerte der Hurrahruf die Berge entlang. Auf der Nordseite zerriß die Wolkenwand am Himmel, es wurde heller, das Gewitter schien sich zu entfernen. Hin und wieder fielen Regentropfen. Wie im Sturmschritt ging es vorwärts. Die Trommler rasselten auf dem Kalbfell, die Hornisten bliesen zum Angriff. Schon hatte der Vortrab die ersten Häuser der Stadt erreicht. Clive's Commando ließ die Schaar halten.

Die einzelnen Züge ordneten sich zum Parademarsch, jede Compagnie entfaltete ihr Fähnlein, und mit Trommeln, Hörnern und Pfeifen ging es hinauf nach der Feste, an der Stadt vorüber. Die ganze Einwohnerschaft von Arkot war auf die Dächer gestiegen und blickte voller Verwunderung auf die fröhlichen Männer, die unter Sturm, Blitz und Donner gekommen waren. Kein Versuch wurde gemacht, die Festung zu vertheidigen, und von den hunderttausend Einwohnern von Arkot regte keiner den Arm für Chunda-Sahib. Denn wenn auch der todte Nabob Anaverdy-Khan seine Würde nur durch Gewaltmittel erlangt hatte, so war das jetzt vergessen, da der Greis ein leidliches Regiment geführt. Chunda-Sahib war bis jetzt weder beliebt noch verhaßt.

Eine Viertelstunde später flatterte das englische Banner auf dem Thurm der Feste. Die Sonne durchbrach den Wolkenschleier, die Gewitter grollten in weiter Ferne.

„So wären wir Herren von Arkot!“ sagte Clive, der mit einigen Offizieren auf dem Thurme stand und über die gewaltige Stadt hinblickte, die zu seinen Füßen lag. „Hoffentlich werden wir es immer bleiben. Die Befestigungen sind schlecht, wir müssen eifrig an die Ausbesserung gehen. Denn der Feind wird zurückkehren und wir können uns auf eine scharfe Belagerung gefaßt machen. Nun, zum Glück haben wir hier acht Kanonen und eine leidliche Menge Munition gefunden. Inzwischen wird man uns von Madras aus nicht im Stiche lassen. Die Nachricht von der Einnahme Arkots wird Wunder wirken. Ich kenne die Herren von der Compagnie; sie werden es nicht an Eifer fehlen lassen, wenn sie nur erst die Möglichkeit eines Erfolgs sehen, denn Dupleix' Messer sitzt ihnen an der Kehle. Ich habe um zwei schwere Kanonen gebeten, und wenn es glückt, sie durch die Peons hindurchzubringen, so können sie in acht Tagen hier sein.“

„Es wohnen ungefähr drei- bis viertausend Menschen im Fort“, sagte ein Offizier. „Wollen wir sie wohnen lassen? Sie könnten im ungünstigen Augenblick durch

eine Meuterei gefährlich werden. Und es ist die Frage ob sich unsere Soldaten mit ihnen vertragen."

„Es ist ein weitläufiges Bauwerk", sagte Clive überlegend und das Fort musternd, das mehr groß als fest war. „Lassen wir die Leute wohnen. Wir kommen ja als Verbündete ihres rechtmäßigen Herrn und es muß uns vor allem daran liegen, Vertrauen zu erwecken. Für die Disciplin meiner Truppen stehe ich ein!"

Er betonte das Wort, denn er wollte die Offiziere nicht vergessen lassen, daß er der Commandeur sei. Es waren ihm schon auf dem Marsche Rathschläge ertheilt worden, die von Unkenntniß und Schwäche zeugten; er hatte gar nicht darauf geantwortet, denn er wußte, daß er verloren war, wenn bei einer so gewagten Expedition jeder Offizier eine andere Meinung geltend machte. Ueberdies waren sechs von den Offizieren noch nie im Felde gewesen und diese pflegen bekanntlich die klügsten und anmaßendsten zu sein.

Clive ließ zum Appell blasen und versammelte das ganze Corps auf dem innern Hofe um sich. Bisher hatte er noch nicht ausführlich zu ihm gesprochen; jetzt aber fußte er auf einem bereits errungenen Erfolge. Arkot war erreicht und, wie er es vorausgesagt, ohne Flintenschuß genommen. Das mußte seinen Worten Nachdruck geben.

Er schilderte den Zustand der englischen Compagnie, den Uebermuth der Franzosen, die Schmach, die auf dem englischen Namen lastete; er sagte ihnen, daß von ihrem Muthe, von ihrem Eifer und ihrer Disciplin die Sicherheit der Compagnie und die Erhaltung des altenglischen Ruhms abhänge. Er fügte hinzu, daß er unbedingt auf sie vertraue, daß sie großen Gefahren entgegengingen, daß er aber mit einigen hundert tapfern Männern, die entschlossen seien, zu siegen oder zu sterben, nichts zu fürchten habe. Er wandte sich auch an die Sepoys und erklärte ihnen, daß es nur von ihnen abhänge, endlich zu zeigen, daß die Inder so gut wie die Europäer zu fechten wüßten.

„Ihr werdet mich überall in der ersten Reihe finden", so schloß er. „Ich werde jede Gefahr, jede Entbehrung mit Euch theilen wie ein Bruder. Aber ich bin auch Euer Commandeur und Ihr habt mir unbedingt zu gehorchen. Einer muß befehlen, und das bin ich. Jeden Ungehorsam werde ich mit dem Tode bestrafen, denn von dem kleinsten Versehen kann unser aller Schicksal abhängen. Doch das wird nicht nöthig sein; Ihr werdet einsehen, daß Eure Subordination eine blinde sein muß, denn ich kann nicht jedem Einzelnen sagen, weshalb ich dies oder jenes thue. Vor allen Dingen vergeßt nicht, daß die Bewohner

dieser Länder unsere Freunde sind, daß wir nur gegen die Truppen derjenigen Radschas kämpfen, die sich durch Gewalt zu Herren dieser Länder machen wollen. Ihr dürft also die friedlichen Bewohner der Städte und Dörfer, die Kaufleute, Handwerker und Bauern nicht als Feinde betrachten, Ihr dürft nicht plündern und stehlen. Nur mit den Kriegern habt Ihr es zu thun. Ihr habt also jetzt auch noch nicht an Beute zu denken. Euer ganzes Streben muß darauf gerichtet sein, zu zeigen, daß Ihr kämpfen könnt. Ich werde schon für Euch sorgen; Ihr sollt nicht leer ausgehen. Aber auf eigene Hand dürft Ihr nichts nehmen. Als ersten Beweis, daß Ihr mich verstanden, verlange ich von Euch ein freundliches und friedfertiges Benehmen gegen die Bewohner dieser Festung und der Stadt Arkot. Sie werden Euch lieb gewinnen und Euch Alles, was Ihr verlangt, von selbst geben, wenn Ihr sie als Freunde behandelt. Tapfer in der Schlacht, friedlich und gehorsam im Lager, das muß Eure Losung sein. Und wenn wir das französische Banner gebrochen und die rechtmäßigen Herren dieses Landes eingesetzt haben, dann wendet Euch an mich, und wenn ich lebe, will ich dafür einstehen, daß Ihr reichen Lohn erhaltet!“

Ein kräftiges und ernstes Hurrah! antwortete dieser

Rede. Die meisten Sepoys verstanden Englisch. Leider konnte Clive zu den Eingeborenen nicht in ihrer eigenen Sprache sprechen. Er hatte es versäumt, sich dieselbe bis zur Geläufigkeit anzueignen, und fand nun keine Zeit mehr dazu.

Es war Clive inzwischen gemeldet worden, daß sich in der Festung ein bedeutendes Waarenlager befinde, das den Kaufleuten in Arkot gehöre. Er schickte sogleich einen Boten hinab nach der Stadt und ließ den Kaufleuten sagen, daß sie ihre Waaren abholen könnten, denn er führe nur Krieg mit Chunda-Sahib, aber nicht mit den Bürgern von Arkot.

Am andern Morgen kamen die Kaufleute in großer Procession, um ihm feierlichst zu danken. Die Maßregel hatte den beabsichtigten Erfolg. Sie ließ die Engländer wirklich als Freunde erscheinen, und als am Nachmittag eine Anzahl von Soldaten durch die Stadt zog, wurden die einzelnen gut bewirthet und augenblicklich davon benachrichtigt, als sich ein Trupp feindlicher Reiter im Norden zeigte. Clive konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Bewohner von Arkot sich mindestens neutral verhalten würden, und das war für ihn von größerem Werthe, als wenn er seinen Soldaten die Waarenballen überlassen und dadurch ihre Beutesucht aufgestachelt hätte.

Das Erste, woran Clive ging, war die Ausbesserung der Festungswälle. Er sah indessen bald ein, daß alle Verbesserungen an dem alten Neste nicht viel helfen würden, denn die Hauptübelstände blieben. Das waren die schmalen Wälle, die für Kanonen keinen Raum boten, der seichte Graben, der an manchen Stellen sogar ganz wasserleer war, die baufälligen Thürme, von denen keiner mehr als eine Kanone fassen konnte. Clive ließ jedoch verbessern, was nur irgendwie zu verbessern möglich war und seine Studien im Fort St.-David und vor Pondichery kamen ihm dabei zu statten.

Wenn er sich aber auch auf eine Belagerung gefaßt machte, so wollte er doch vorher den Versuch wagen, die Feinde durch kühne Ausfälle zu beunruhigen und fern zu halten. Schon am vierten Tage nach seiner Ankunft verließ er mit dem größten Theil der Truppen das Fort und wandte sich den Feinden zu, die sich im Gebirge gelagert hatten. Sie nahmen jedoch kein Treffen an, sondern suchten das Weite.

Clive war es vor allem darum zu thun, seine Soldaten an das Feuer in der offenen Schlacht zu gewöhnen und namentlich die Sepoys im Gefecht zu üben. Er machte deshalb schon am zweitfolgenden Tage einen abermaligen Versuch, die Feinde zum Tref-

fen zu zwingen. Aber sie zogen sich auch dieses Mal zurück. Doch hatte Clive erfahren, daß sie sich verstärkten. Er ließ also Tag und Nacht an den Festungswerken arbeiten und erwartete mit Sehnsucht die beiden schweren Geschütze aus Madras.

Am vierzehnten September erfuhr er, daß sich dreitausend Mann nur ungefähr drei englische Meilen vom Fort gelagert hätten. Da er wußte, daß die eingebornen Truppen nie des Nachts kämpften, so rückte er um Mitternacht mit dem größten Theil seiner Mannschaft aus und überfiel das feindliche Lager. Ohne einen einzigen Mann zu verlieren, sprengte er die Feinde, die vor Schrecken kaum zu den Waffen greifen konnten, auseinander und machte beträchtliche Beute, die er dieses Mal, seinen Worten getreu, den Truppen überließ. Für sich nahm er nichts als einen kostbaren Säbel und einige Pistolen.

Tags darauf erfuhr er, daß die beiden schweren Geschütze auf dem Wege seien. Er schickte ihnen sämmtliche Truppen entgegen und behielt nur dreißig Europäer und fünfzig Sepoys im Fort zurück. Doch blieb er selbst in Arkot, da er befürchtete, die Feinde würden die Abwesenheit der Truppen zu einem Angriff benutzen. Er hatte sich nicht geirrt. Gegen Abend brachen von allen Seiten beträchtliche Haufen von Arkoten und Pitanen

unter furchtbarem Geschrei und gräßlicher Kriegsmusik gegen das Fort los. Auch Reiterei war unter ihnen. Clive warf einige Haubitzgranaten unter die Pferde, die sehr bald scheu wurden und Verwirrung unter dem Fußvolk verbreiteten, sodaß die Angreifer sich zurückzogen. Wie Clive später erfuhr, hatten die Feinde gehofft, daß die Einwohner von Arkot und die im Fort gebliebenen Eingebornen sich gegen die Engländer erheben würden. Aber Clive war bei diesen längst beliebt; sie rührten keine Hand.

Am folgenden Tage langten die Geschütze glücklich an. Die Bedeckung hatte einen harten Strauß mit den Feinden gehabt, war aber überall siegreich geblieben. Dadurch wuchs die Zuversicht der Truppen, denen an den meisten Orten auch Franzosen gegenüber gestanden hatten, und Clive glaubte einen Hauptangriff mit ihnen wagen zu können.

Das Belagerungscorps hatte sich beträchtlich vermehrt. Chunda-Sahib sandte, wie Clive es erwartet und gewünscht, einen bedeutenden Theil der Truppen, mit denen er Tritschinapoli belagerte, unter Anführung seines Sohnes Radscha-Sahib nach Arkot. Auch die Franzosen schickten hundertfünfzig Europäer und tausend Sepoys. So bestand die feindliche Armee, die sich in der Stadt Arkot festgesetzt hatte, fast aus zehntausend Mann.

Clive glaubte wenigstens den Versuch machen zu müssen, die Feinde aus Arkot zu vertreiben, ehe sie sich noch mehr verstärkten. Er wußte, daß es ein gefährliches Unternehmen sei. Aber er sprach seinen Truppen Muth ein, erinnerte sie an die bereits errungenen Vortheile und brach am vierundzwanzigsten September aus dem Fort gegen die Stadt los.

Die Engländer warfen im ersten Angriff Alles vor sich nieder, selbst die Franzosen mußten ihre Kanonen im Stich lassen. Würde Clive auf freiem Felde gekämpft haben, so hätte er unzweifelhaft den Sieg errungen. Aber die befestigten Stellungen in den Häusern und die Uebermacht der Feinde hinderten ihn am Vorschreiten; er fürchtete zu viele Menschen zu verlieren und gab den Befehl zum Rückzuge. Hatte er auch seinen Hauptzweck nicht erreichen können, so hatte er doch gezeigt, daß seine Truppen sich wacker zu schlagen verständen. Er hatte sich in Respekt gesetzt.

Clive sah sich nun in aller Form belagert. Jedem Andern wäre der Muth gesunken, denn von den Europäern und Sepoys waren viele getödtet, verwundet oder krank. Aber Clive war entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu halten. Er hatte die innere Ueberzeugung, daß diese Vertheidigung entscheidend sein werde für das Geschick der Engländer in Indien. Selbst wenn

Arkot endlich fiel, konnte den Vertheidigern der Ruhm der Tapferkeit nicht vorenthalten werden. Clive bat also fürs Erste alle Nichtmilitärs, das Fort zu verlassen. Er besaß nur auf höchstens sechzig Tage Lebensmittel für seine Truppen. Einige indische Arbeiter behielt er jedoch zurück, unter ihnen einen, der ihn auf eine unterirdische Wasserleitung aufmerksam machte, welche die Gräben speiste und die nur Wenigen bekannt war. Wurde sie von den Feinden abgeschnitten, so hätte es der Besatzung an Wasser gefehlt. Clive ließ also Vorkehrungen treffen, diese Möglichkeit zu verhindern.

Ueberhaupt hingen alle Hindus mit großer Liebe an Clive. Zwar war er nicht freundlicher gegen sie als gegen die europäischen Soldaten, er war überhaupt meist still und in sich gekehrt, sogar kränklich, aber er zeigte ihnen auch nicht die Verachtung, die ihnen von den meisten Europäern bewiesen wurde. Deshalb erklärten die Sepoys, als die Noth an Lebensmitteln stieg, daß sie bereit seien, sich mit dem Wasser zu begnügen, in welchem der Reis gekocht worden, und den Reis selbst den Europäern zu überlassen, die an kräftigere Nahrung gewöhnt seien. Es war dies vielleicht das erste Mal, daß die Sepoys den Europäern einen wirklichen Freundschaftsdienst erweisen wollten, denn

im Allgemeinen hassen und verachten die Eingeborenen alle Europäer. Die Ursache zu dieser Opferwilligkeit lag auch nur in der Liebe zu Clive.

Die feindlichen Geschütze, von französischen Ingenieuren aufgestellt und bedient, legten bald Bresche in die schwachen Mauern. Aber Clive ließ dahinter Erdwälle mit Palissaden errichten, die sich besser bewährten. Unangenehm war das kleine Gewehrfeuer aus den steinernen Häusern, die sich in der Nähe des Forts befanden. Ein kühner Versuch, dieselben zu zerstören, mißlang. Ein Offizier ließ sich nämlich mit einigen Soldaten an Seilen von der Mauer herab, um jene Häuser mit Pulver zu sprengen. Aber die Pulverfäßchen waren schlecht gelegt, die Explosion wirkte nicht, und als der Offizier sich wieder hinaufziehen lassen wollte, riß das Seil und er wurde durch den Fall schwer verletzt. Mit ihm war der vierte Offizier kampfunfähig.

Dennoch verlor Clive keinen Augenblick seine frohe Zuversicht. Er hoffte auf Succurs aus Madras. Doch blieb dieser aus. Zwar war der Succurs abgeschickt worden, hatte sich jedoch nicht durchschlagen können. Die Munition ward täglich knapper. Aber Clive blieb heiter; er ergötzte sich und die Soldaten sogar mit militärischen Spielereien. Im Fort befand sich eine riesige

Kanone, die der berühmte Aurengzeb dem Nabob von Arkot geschenkt haben sollte. Auch einige Kugeln für dieselbe waren vorhanden; jede wog zweiundsiebzig Pfund. Clive ließ die Kanone auf einen Erdhaufen legen und richtete sie, nachdem sie mit dreißig Pfund Pulver und der Kugel geladen, auf das Haus des Nabobs, in welchem Radscha-Sahib Quartier genommen. Die Kugel traf und schlug durch das ganze Haus. Dasselbe wiederholte Clive mehrmals, sobald er die feindlichen Offiziere im Palast des Nabobs versammelt sah. Am vierten Tage aber sprang die Kanone.

Eine einzige Aussicht zeigte sich. Clive hörte, daß dreißig englische Meilen von Arkot ein Mahrattenheer, sechstausend Mann stark, gelagert sei, welches der König von Mysore gedungen, Mohammed-Ali, dem vertriebenen Nabobssohn, beizustehen. Morari-Row, der Führer, hatte jedoch nach dem feigherzigen Benehmen der Engländer bei Walkondah einen solchen Abscheu gegen diese Nation gefaßt, daß er ihnen nicht beistehen wollte und lieber unthätig blieb. An diesen Morari-Row sandte Clive einen Boten mit der Bitte um Hülfe. Der Führer der Mahratten antwortete sehr artig, daß er gern dazu bereit sei, da er nun eingesehen habe, daß die Engländer auch kämpfen könnten. Er versprach bald zu erscheinen.

Von diesen Unterhandlungen hatte indessen auch Radscha-Sahib Wind bekommen, und da er seinem Vater Arkot unter jeder Bedingung wiedergewinnen wollte, so ließ er Clive eine ehrenvolle Capitulation und eine große Summe Geldes anbieten. Clive antwortete ihm: er hege eine bessere Meinung von seiner Klugheit, als daß er ihm zutraue, er werde mit seinen elenden Truppen den Sturm wagen. Erbittert und durch das Erscheinen einer Mahrattenabtheilung, die sich jedoch nach einem Plünderungsversuch zurückzog, in Schrecken gesetzt, beschloß Radscha-Sahib wirklich den Sturm.

Es war der dritte November 1751. Clive glaubte noch nicht, daß die Feinde den Sturm wagen würden. Er wußte, daß er verloren sei, wenn sie ihn allen Ernstes angriffen, denn er hatte nur ungefähr achtzig Europäer und einhundertzwanzig Sepoys zu seiner Verfügung, die andern waren verwundet oder krank. Er hoffte auf das Erscheinen Morari-Row's und auf die Ermüdung Radscha-Sahib's. Um jedoch nichts Wesentliches zu versäumen, besichtigte er mit Lieutenant Revel noch einmal die Festungswerke und befahl hier und dort einige Ausbesserungen anzubringen. Ueber dem Belagerungsheer lag heute eine unheimliche Ruhe, die auf nichts Gutes deutete. Einige Soldaten machten Clive auf diese Ruhe aufmerksam.

„So ist es gewöhnlich am Tage vor dem Sturm", sagte einer, der schon lange gedient und manchen Kampf in Europa mitgemacht hatte.

„Wohl möglich!" antwortete Clive. „Aber morgen ist ein großes Fest bei den Mohammedanern; vielleicht bereiten sie sich nur darauf vor."

Issuf hatte ihm einmal von diesem Feste gesprochen. Es ist der Erinnerungstag an den Mord der Gebrüder Hassein und Jassein. An diesem Tage waren einst die Häupter der Fatimiden auf schmachvolle Weise von ihren Feinden ermordet worden, und die gläubigen Mohammedaner werden durch die Erinnerung an diese Frevelthat und die Schilderung der Einzelnheiten derselben in einen wahren Fanatismus, in eine Wuth und Verzückung gesetzt, die schon manchen durch das Uebermaß der Aufregung getödtet hat. Indessen etwas, das mit diesem Fest in Verbindung steht, wußte Clive nicht. Er sollte es bald erfahren.

Er stand eben auf dem äußersten Wall, als er einen Menschen bemerkte, der im rasendsten Lauf auf das Fort zukam, ein weißes Tuch schwingend. Schüsse fielen hinter ihm her und einzelne Reiter verfolgten ihn. Clive jedoch, der sogleich bemerkte, daß es ein Ueberläufer sei, befahl den in der Nähe stehenden Soldaten, auf die Reiter zu feuern, und da diese ohnehin

durch das unebene Erdreich gehindert waren, so gelang es dem Flüchtling, den Graben zu erreichen. Dort stand er still, denn er würde sich getödtet haben, wenn er sich, erhitzt wie er war, ins Wasser gestürzt hätte. Clive ließ ihm also eins von den Seilen zuwerfen, die stets zur Hand lagen, und die Art, wie er es benutzte, um sich geschickt über den Graben bis an den Fuß des Walles zu schwingen, und wie er dann an dem Seile emporkletterte, schien den Matrosen zu verrathen.

Als er oben auf dem Walle angelangt war, stand er zuerst athemlos und starrte Clive an, versuchte auch zu sprechen, aber es gelang ihm nicht. Er schien noch sehr jung zu sein und war ohne Zweifel ein Europäer, obwohl er morgenländische Kleidung trug. Clive war es sogar, als ob er ihn kennen müsse, aber er vermochte seine Erinnerung, so sehr er sie auch anstrengte, nicht zu wecken.

„Wie freue ich mich, Kapitän Clive, daß ich Sie wiedersehe!“ rief der Fremde endlich, auf Clive zutretend und ihm seine Hand reichend.

Jetzt, bei dem Klange der Stimme, erkannte ihn auch Clive.

„Will!“ rief er. „William Starlow, bist Du es wirklich?“

Und freudig streckte er ihm beide Hände entgegen.

Die Freude leuchtete aus Clive's Augen, als er Will's Hände schüttelte. Er hatte keinen Freund, wenigstens nicht in der wahren und edlen Bedeutung des Wortes. An Will aber hatte er stets mit einem fast zärtlichen Gefühl zurückgedacht und es wahrhaft bedauert, daß er in den letzten Jahren keine Silbe von ihm und über ihn vernommen. Die treue Hingebung des Knaben stand leuchtend in seiner Erinnerung vor ihm. Will war der einzige Mensch, für den er Sympathie fühlte; ihm hätte er sich anvertrauen, ihm die Geheimnisse seines Herzens klagen können. Freilich hatte sich in diese Sympathie etwas von der knabenhaften Genugthuung eingemischt, die wir in der Jugend empfinden, wenn noch Jüngere sich uns unbedingt hingeben. Aber auch an den fernen Will hatte Clive oft mit inniger Liebe zurückgedacht; es war ihm nicht entgangen, daß in dem Knaben eine große, edle und offene Seele wohne. Deshalb war er jetzt nicht nur überrascht, nicht nur in seinem Selbstbewußtsein geschmeichelt, denn Will mußte doch wissen, daß sein Freund inzwischen ein Mann geworden, dessen Name bereits mit hoher Achtung genannt wurde, sondern im innersten Herzen angenehm berührt. Der Anblick dieses offenen, ehrlichen und bewundernden Gesichts

schlug eine Saite in ihm an, die sonst nie ertönte.

„Wie in aller Welt kommst Du hierher, mein braver Junge?“ rief Clive.

„O Kapitän, das ist eine ziemlich lange, ausführliche Erzählung!“ antwortete Will. „Ich preise mich glücklich, daß ich wirklich bei Ihnen bin. Ich hatte die Hoffnung längst aufgegeben. Um so besser für mich und vielleicht auch für Sie, daß ich hier bin!“

„Und in diesem Anzug, Mr. Starlow? Wie kommen Sie —“

„O nein, nein!“ unterbrach Will bittend den Kapitän. „Für Sie bin ich immer nur Will der Schiffsjunge. Sie dürfen mich nicht anders nennen, nicht anders behandeln!“

Es lag etwas so Bewegendes und Ergreifendes in Will's Worten und Mienen, als er Clive bittend und doch zugleich mit solcher Bewunderung und Hingebung anblickte, daß Clive unwillkürlich seine Hand ergriff und sagte: „Nun gut, wie Du willst! Wir werden uns später darüber einigen. Für jetzt sage mir, wie Du in diesen Anzug kommst!“

„Nur das Allerletzte will ich jetzt sagen“, antwortete Will. „Ich bin seit sechs Wochen wieder auf der Küste von Koromandel. Ich erfuhr, daß Sie nach

Arkot marschirt seien — o, alle Welt spricht von Ihnen! — ich mußte Sie wiedersehen und, wenn Sie es erlaubten, an Ihrer Seite kämpfen. Ich erhielt in Madras die Erlaubniß, mich dem letzten Corps, das man Ihnen als Verstärkung sandte, anzuschließen. Wir schlugen uns tüchtig mit den Arkoten, aber sie waren uns zu stark. Die kleine Schaar mußte zurück und ich wurde gefangen, denn mir war die Munition für meine Flinte ausgegangen und der alte Säbel, den ich mir in Madras gekauft, zerbrach schmachvoller Weise auf dem ersten Schädel, den er traf."

Will erzählte so eifrig, so lebendig, daß Clive und die Umstehenden lächeln mußten. Ja, das war ein Fund für Clive! Solcher Naturen, so hingebend, so feurig, bedurfte er für diesen Kampf, nicht bloßer Maschinen, herzloser Automaten, die ihr Gewehr luden und den Säbel schwangen. Den Enthusiasmus, den Clive selbst, nicht ohne Anstrengung, in seiner schweigsamen Brust verschloß, hier sah er ihn auch äußerlich lebendig in einem begeisterten Jüngling!

„Ja, es zerbrach, das elende Ding", fuhr Will fort, „und ich mußte mich zähneknirschend gefangen nehmen lassen. Seitdem haben sie mich da drüben festgehalten. Sehen Sie das hohe Haus, Kapitän? Da saß ich, ich konnte nach hier herübersehen, und es war mir oft, als

erkenne ich Sie! Ich sah die Wirkung jedes Schusses, und ich konnte nicht dabei sein! Tag und Nacht zerbrach ich mir den Kopf mit Plänen zur Flucht, aber die Halunken hielten mich gut bewacht. Sie legen jetzt viel Werth auf die Engländer. Von ihrem Kauderwelsch verstand ich natürlich nichts, aber ich hörte die Franzosen zuweilen davon parliren und ich sage Ihnen nur, Kapitän, Sie stehen in ungeheurer Achtung dadrüben, Türken und Christen haben einen wahren Heidenrespekt vor Ihnen und die Heiden halten Sie und Ihre Leute für den Teufel selbst."

Natürlich lachten die Umstehenden und Clive schaute wohlgefällig auf den frischen, hocherregten Jungen.

„Ja, vergebens sann ich Tag und Nacht, wie ich entschlüpfen könne", fuhr Will fort. „Aber die Eisengitter an den Fenstern da drüben sind verdammt fest und unter den Fenstern schritten unablässig zwei bärtige Galgenstricke mit den Musketen im Arm auf und ab. Gestern Abend aber hörte ich etwas, das mich rein wahnsinnig machte. Unter den Fenstern des Gefängnisses versammelten sich gewöhnlich einige Franzosen, um zu rauchen und zu plaudern. Ich hörte ihnen stets sehr aufmerksam zu, denn auf diese Weise erfuhr ich, was im Lager vorging. „Nun, übermorgen ist das Ding da drüben ein Schutthaufen!" sagte der

eine und wies auf das Fort. „So, weißt Du das so genau?“ fragte der andere. „Ja, es ist eine ausgemachte Sache“, erwiderte der erste. „Radscha-Sahib hat das Zögern satt; der englische Kapitän soll ihm eine infam spöttische Antwort gegeben haben und außerdem fürchtet er die Mahratten, die uns scharf auf der Spur sind. Uebermorgen ist ein großes Fest für die Türken. Wer an diesem Tage im Kampfe gegen die Ungläubigen, damit meinen sie uns Christen, fällt, kommt sofort ins Paradies zu den Huris. Die Türken schlagen sich also an diesem Tage wie besessen, ja sie suchen sogar den Tod. Darauf rechnet Radscha-Sahib und will am vierten angreifen. Außerdem wird an diesem Tage viel Bang gegessen; das ist eine von den verteufelten Pflanzen, die sie hier kauen und essen und die den Menschen halb verrückt machen, wie der Haschisch in Arabien, und mit dieser Pflanze im Leibe schlagen sich die Türken wie leibhaftige Teufel. Uebermorgen also fällt das Nest. Schade um den englischen Kapitän! Er macht seinem Lande alle Ehre!“—„Und werden wir uns bei dem Sturm betheiligen?“ fragte der andere. „Ich glaube nicht“, erwiderte der erste. „Radscha-Sahib ist des Sieges so sicher, daß er darum gebeten hat, seine Arkoten und Pitanen und wie diese Anen alle heißen, allein gegen das Fort zu schicken. Wir

haben natürlich nichts dagegen, denn wir sind nicht zahlreich und es wird da übermorgen eine harte Nuß zu knacken geben.“ „Sie können sich vorstellen, wie der Gedanke an die Gefahr, in der Sie schwebten, Kapitän Clive, mich ergriff. Ich habe in einer arabischen Hafenstadt einmal Türken gesehen, die von einer solchen Pflanze gegessen — ich glaube, es war der Haschisch — und jeder von ihnen hätte es in seiner Raserei mit vier starken Männern aufgenommen. Ich beschloß zu fliehen und Sie zu benachrichtigen, und wenn es mein Leben koste. Den ganzen Tag, die ganze Nacht grübelte ich und arbeitete an den Gitterstäben meines Fensters. Keine Möglichkeit zu fliehen. Endlich kam mir eine Idee. Um die Stunde, in welcher der Gefangenwärter mir des Morgens mein Essen zu bringen pflegte, ließ ich mich auf den Boden meines Zimmers fallen, verdrehte die Augen und schrie wie besessen. Die Türken haben großes Mitleid mit Leuten, die von Krämpfen befallen sind, das wußte ich. Der Wärter rief also einen Arzt. Ich schrie und schlug um mich, als wäre ich wirklich toll. Dann fiel ich plötzlich wie todt nieder. So trug man mich nach einem benachbarten Hause, in welchem sich eine Badestube befand. Dort badeten sie mich und rieben und kneteten mich am ganzen Körper, daß ich glaubte, sie verrenkten mir

Arm und Bein. Es war mir indessen nachher ganz wohl zu Muthe. Das ließ ich natürlich nicht merken, sondern stellte mich, als könnte ich nicht den Finger rühren. Man legte mich also auf ein Bett und ließ mich allein. Ich vigilirte sogleich um mich her und sah an der Wand einen Mantel und einen Turban, die einem Türken gehörten, der sich noch im Bade befand. Im Nu hatte ich mich damit bekleidet und sprang auf jede Gefahr hin aus dem Fenster. Man bemerkte mich bald genug und erkannte mich an meiner europäischen Fußbekleidung. Aber das Weitere wissen Sie ja, Kapitän. Es gelang!"

„Das war brav von Dir, Will!" sagte Clive, ihm nochmals die Hand schüttelnd. „Also morgen haben wir unsere Feinde zu erwarten? Ja, es ist ganz gut, das zu wissen, hilft uns aber wenig. Unsere Maßregeln können nicht anders sein, als sie sind. Wir haben achtzig Europäer und einhundertzwanzig Sepoys, lieber Will! Wollen sehen, was sich damit machen läßt!"

„Um Gotteswillen, nicht mehr?" rief Will entsetzt.

„Nicht mehr, lieber Junge, und Du hast nicht gut gethan, hierher zu kommen", sagte Clive. „Du warst da drüben besser aufgehoben, als Du es morgen hier sein wirst."

„O Kapitän, ich werde meine Schuldigkeit thun!“ sagte Will erröthend und traurig.

„Verzeihe mir! Du bist ein braver Bursche!“ rief Clive. „Doch, wie gesagt, wir müssen abwarten, was geschieht. Vielleicht ist es ganz gut, wenn unsere Feinde in blinder Wuth kämpfen. Sie ermatten eher und sind viel weniger gefährlich als kalt entschlossene Leute. Ich habe schon von diesem Bang gehört. Er muß dem Haschisch sehr ähnlich in der Wirkung sein. Das französische Wort für Mörder, assassin, stammt von diesen Haschisessern, den Haschaschin, her. Assassinen nannten die Türken die Fanatiker, die der Alte vom Berge mit Haschisch begeisterte und in den Kampf trieb, und sie nennen noch jetzt einen wilden Mörder so.“

Will schien über die Ruhe erstaunt, mit der Clive diese Erklärung abgab, aber er wagte nichts weiter zu sagen. Clive dankte ihm nochmals für seinen guten Willen, ließ jedoch durchblicken, daß ihm die persönliche Anwesenheit Will's lieber sei als die erhaltene Nachricht.

„Man wird mit berauschten Leuten viel besser fertig, als man glaubt“, sagte er, noch einmal auf das erste Gespräch zurückkommend. „Zum Kampfe gehört kaltes Blut und Besonnenheit, und wer sie hat, wird fast immer den Sieg erringen. Gelang es mir doch, Laroche

kampfunfähig zu machen, eben weil er sein kaltes Blut verloren. Du weißt noch, Laroche — von Rio de Janeiro her, Will?"

„O, ich weiß, Kapitän!" rief Will. „Und ich kenne auch Ihren Zweikampf im Fort St.-David. In den Schenkstuben erzählen sich die Matrosen und Soldaten davon. Ihr Name ist in aller Munde, Kapitän. Und ich freue mich, daß ich das voraus gewußt habe."

„Ich habe bis jetzt wenig genug dazu gethan!" sagte Clive, aber es leuchtete doch in seinen Augen auf „Was mir mein Freund Will erzählt hat, bleibt unter uns!" wandte sich Clive dann ernst an seine Umgebung. „Wir dürfen die Leute nicht unruhig machen! Es ist morgen Zeit genug zur Vorbereitung. Wir wollen nur die Wachen in der Nacht verdoppeln lassen. Komm, Will! Du wohnst bei mir! An Waffen soll es Dir nicht fehlen; wir haben leider Kranke genug, die sie nicht tragen können."

Es war inzwischen Abend geworden. Alles im Fort ging seinen gewohnten Gang. Will kleidete sich in die Uniform eines englischen Soldaten, sprach aber wenig mit Clive, da er sah, daß dieser sehr ernst und gedankenvoll war. Auch fühlte Will sich selbst sehr ermüdet. Er hatte ja die letzte Nacht kein Auge zugethan.

„Du sollst mir morgen Abend erzählen, was Du Alles inzwischen erlebt hast“, sagte Clive einmal zu ihm. „Entweder leben wir morgen um diese Stunde, und dann ist es immer noch Zeit genug zum Hören, oder wir sind todt und dann, nun, dann ist Alles gleich. Ich will diese Nacht noch recht ruhig schlafen. Morgen brauchen wir unsere Kräfte. — Lieutenant Revel, lassen Sie mich wecken, sobald irgend etwas Verdächtiges vorfällt! Doppelte Wachen auf allen Wachtposten, weiter nichts!“

Er streckte sich auf sein Lager und schlief bald tief und fest. Will betrachtete ihn noch lange mit tiefer innerer Erregung. Es war ein eigenthümliches Gesicht, unschön, blaß, selbst im Schlafe ernst, fast düster. Zuweilen flog ein Zucken um den Mund, als spräche Clive noch im Traume ein Commandowort. Dann wieder ward es so seltsam kalt und feierlich ernst, als ob sich der Tod darüber gelagert habe. Will mußte sich unwillkürlich fragen, ob dieser Mann, den er so lieb hatte, er wußte selbst nicht warum, jemals glücklich sein könne. Es war ihm, als müsse diesem Manne die innere Ruhe fehlen und als sei die äußere Schroffheit und Kälte nur eine mühsam errungene Hülle für das innere verzehrende Feuer. Seine Gedanken bildeten sich, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, zu

einem Gebet für den Schlafenden. Aber er selbst war sehr ermüdet und die Augen fielen ihm zu.

Es war noch dunkel, als eine Stimme ihn weckte.

„Steh auf, Will! In einer halben Stunde haben wir die Teufel auf dem Halse!“

Will sprang auf. Er hatte natürlich angekleidet geschlafen. Clive reichte ihm einige Musketen.

„Ich werde Dir einen Posten anweisen, wo ein guter, ruhiger und sicherer Schütze noth thut“, sagte der Kapitän. „Ich vermuthe, daß Du ein solcher bist. Es ist die gefährlichste Stelle, ich sage es Dir vorher. Ich denke, Dein Beispiel soll gut auf die Andern wirken.“

„Ich will das Meine thun, solange ich athme!“ sagte Will. „Und Kapitän, einen Gefallen müssen Sie mir erweisen! Versprechen Sie es mir, Niemand kann wissen, was kommt.“

„Gut, gut! Ich verspreche es!“ sagte Clive.

„Ich habe es inzwischen zu etwas Vermögen gebracht“, antwortete Will. „In meiner Tasche ist ein Testament, eine Verschreibung zu Gunsten irgend einer Person. Versprechen Sie mir, daß Sie diese Verschreibung auf jeden Fall respectiren wollen.“

„Wenn ich Dich überlebe, gewiß! Aber wir sind noch nicht so weit!“ antwortete Clive, der unschwer

errieth, auf wen sich das Document beziehe. „Nun komm!“

Es war, wie gesagt, noch dunkel. Auf dem innern Hofe stand die kleine Schaar der Vertheidiger beim Scheine einiger Fackeln.

„Kameraden“, sagte Clive, „Ihr habt mit mir einen Feldzug bestanden, der zwar nur unbedeutend ist, wenn man die äußerlichen Erfolge berechnen will, die wir erreicht, der aber dennoch von Wichtigkeit bleiben wird. Denn es ist uns gelungen, den Schimpf zu verwischen, der auf dem englischen Namen ruhte. Ich danke Euch von Herzen dafür! Heute aber werden wir das Schwerste bestehen. In einer halben Stunde wird eine Armee von zehntausend Mann auf das Fort losrücken, entbrannt von Haß und Raserei, angespornt durch berauschende Mittel. Mein Rath hat sich bisher bewährt. Folgt ihm auch heute. Bleibt ruhig, kalt, besonnen, schießt so sicher, als ob Ihr eine Heerde toller Affen auf Euch losstürzen sähet. Weicht nicht von Euren Plätzen, steht fest wie eine Mauer, und Ihr werdet es erleben, in einer Stunde wird das Fort von Leichen umringt sein, die Feinde werden sich die Stirn an diesen Mauern zerbrochen haben und werden mit Schimpf und Schande abziehen. Laßt sie kommen mit ihren Elephanten, Feuerbränden — ihr Rausch wird

bald verfliegen! Bleibt fest und besonnen, und in wenigen Stunden werden wir uns hier die Hand drücken und wegen eines neuen und glorreichen Siegs beglückwünschen. Es lebe England und die Compagnie!"

Die Schaar wiederholte den Ruf in dem Tone, in dem Clive gesprochen, ernst, etwas gedämpft, aber fest entschlossen. Dann zogen sie auf die Posten, die ihnen Clive schon vorher angewiesen. Der Kapitän besichtigte noch alle einzelnen Stellungen. Dann nahm er selbst seinen Standpunkt in der Nähe der großen Bresche, auf die sich, wie er voraussah, der Hauptsturm der Angreifenden richten würde.

Bei dieser Bresche hatte auch Will seinen Posten erhalten, nachdem ihn Clive mit einigen herzlichen, empfehlenden Worten seinen neuen Kameraden vorgestellt.

Während der kurzen Dämmerung bemerkte man scheinbar im feindlichen Lager nichts Außergewöhnliches. Aber unmittelbar vor Sonnenaufgang entwickelten sich plötzlich aus allen Theilen der Umgebung dichte Schaaren von Feinden, die schnell heranzogen und, als sie in Schußweite waren, mit wüthendem Geschrei auf das Fort zustürzten. Es war, als ob ein Ameisenhaufen lebendig geworden sei. Das Fort war wie umringt

von den buntfarbigen Gestalten, die in den abenteuerlichsten Trachten, mit Turbans, Mützen, Mänteln, Kaftans, oder halb nackt, mit Leitern, Flinten, Speeren, Dolchen, Säbeln, Bogen und Pfeil von allen Richtungen der Windrose auf den einen Punkt, das halbzerschossene Fort, einbrachen. Dazwischen bewegten sich die gewaltigen Gestalten für diesen Zweck abgerichteter Elephanten, die große eiserne Platten an der Stirn trugen, um Thore damit einzustoßen. Ein unparteiischer Beobachter, der auf einem benachbarten Berge gestanden hätte, würde keinen Augenblick in Zweifel gewesen sein, daß der schwache Steinhaufen, den die Engländer vertheidigen sollten, in wenigen Augenblicken von diesem Menschengewühl überschwemmt sein würde. Und jeder einzelne von der Besatzung gestand später, daß ihm das Herz in der ersten Minute angstvoll geklopft habe und daß er seine Nachbarn erbleichen gesehen.

Aber über der kleinen Schaar der Vertheidiger herrschte die Einheit des Commandos und ein fester Wille. So wie die Anstürmenden in Schußweite waren, empfing sie ein vollkommen geregeltes Feuer. An den gefährlichsten Stellen hatte Clive die Anordnung getroffen, daß die besten Schützen in der vordersten Reihe standen und von den hinter ihnen Befindlichen die geladenen

Gewehre stets zugereicht erhielten, sodaß sie ununterbrochen feuern und einen Wall von todten und verwundeten Feinden vor der Bresche aufhäufen konnten. Die Kanoniere erhielten Befehl, ihre Bomben auf die Schaaren zu werfen, die als Reserve nachrückten, und diese in Unordnung zu bringen und einzuschüchtern. Die sichersten Schützen schossen auf die Elephanten. Einzelne Kanonen wurden auf das Floß gerichtet, das die Feinde in der Eile errichtet hatten, um den Graben damit zu überbrücken. Eine letzte Abtheilung endlich deckte die Mauern, um diejenigen zurückzuwerfen, denen es vielleicht gelang, den Graben zu passiren und die Mauer zu ersteigen.

Vor dem Krachen der Kanonen und Musketen, dem wüthenden Geschrei der Angreifer war kein Commandowort zu verstehen und Niemand wußte, was zehn Schritte von ihm entfernt vorging. Wenn die Truppen Radscha-Sahib's gehofft, das Fort im ersten wilden Ansturm zu nehmen, so hatten sie sich geirrt. Die Elephanten wurden wild, nachdem sie von einigen Kugeln getroffen worden, und zertraten Alles, was sich in ihrer Umgebung befand. Vor den Breschen häuften sich die Leichen der Angreifer und über den Graben gelangte keiner. Dennoch schien es unmöglich, daß eine so geringe Schaar von Vertheidigern auf die Dauer dem

Angriff so vieler Tausende widerstehen könne. Es ließ sich berechnen, daß ihre Kraft, selbst ihre Munition nicht ausreichend sei, denn in jede Reihe gefallener Feinde traten zwei Reihen frischer Truppen ein. Das Geschrei der Verwundeten, das Geheul der Stürmenden, die durch ihre vergeblichen Anstrengungen nur noch wüthender wurden, erschütterten die Luft und betäubten selbst die Vertheidiger. Die Kanoniere, welche auf das Floß schossen, zielten schlecht, da sie einem Hagel von Kugeln ausgesetzt waren. Clive ging selbst zu ihnen und richtete die Kanonen. Es gelang ihm, das Floß zu zerschmettern und damit eine der größten Gefahren abzuwenden. Eine Menge von Feinden stürzte in den Graben und ertrank.

Will machte der Empfehlung Clive's Ehre. Er nahm seine Leute sicher aufs Korn und streckte jeden nieder. Ein so gewaltiger Kampf mit allen seinen Greueln und Schrecken war ihm freilich etwas Neues und zuweilen wurde es ihm dunkel vor den Augen. Aber nichtsdestoweniger war sein Blick immer klar und seine Hand fest, wenn der Hintermann ihm die geladene Flinte darreichte. Am meisten entsetzten ihn die Zuckungen der Sterbenden, von denen der ganze Raum, den er übersehen konnte, bedeckt war. Aber er preßte die Zähne zusammen und rief sich zu: „Es muß sein!"

Clive stand ruhig auf seinem Posten, den er nur einmal, wie erwähnt, verließ, um die Kanonen zu richten, die das feindliche Floß zerschmetterten.

„Es ist bei weitem nicht so schlimm wie eine Tigerjagd!" sagte er zu Lieutenant Glaß, der ihm eine Meldung machte. „Wenn wir uns noch eine Viertelstunde halten, so sind wir gerettet. Der Rausch hält nicht länger vor und die Abspannung nachher ist um so größer."

Und so war es. Als die Angreifenden bemerkten, daß jede neue Menschenwelle, die an das Fort schlug, sich brach und verschwand, einen neuen Wall von Todten zurücklassend, schien sie eine plötzliche Ermattung zu ergreifen. Viele warfen sich auf den Boden und heulten vor Wuth, andere stürzten sich ganz vereinzelt in den Tod. Die Mehrzahl aber schlich mit gesenkten Köpfen vollkommen ermattet zurück, und eine Stunde nach dem Beginn des Angriffs war Alles wieder still; nur die Sterbenden röchelten ihren letzten Athem aus und die Verwundeten jammerten leise oder laut.

Clive befahl seinen Truppen, zu essen und zu trinken, sich zu erholen. Der Angriff konnte ja in der nächsten Stunde erneuert werden. Dann ging er von Posten zu Posten. Unglaublich schien es, daß nicht mehr als vier von den Vertheidigern getödtet und nur

zwei verwundet worden. Aber es war so. Vierhundert todte und schwerverwundete Feinde lagen um das Fort herum. Die Vertheidiger hatten zwölftausend Flintenpatronen verschossen, jeder einzelne also sechzig — in einer Stunde.

Bald darauf kehrten einzelne Haufen von Feinden zurück, aber nur um ihre Todten zu begraben. Dennoch wurde auf sie geschossen, da man nicht wissen konnte, welchen Nebengedanken sie hegten. Ein gefallener Anführer lag unten an der Mauer und ein Sepoy schwamm im stärksten Musketenfeuer über den Graben, um seinen Leichnam zu holen. Die Vertheidiger von Arkot hatten es also wahrlich nicht mit Feiglingen zu thun.

Als die Feinde sahen, daß man ihnen nicht gestattete, ihre Todten zu begraben, zogen sie sich zurück und es begann das gewöhnliche Feuer aus den schweren Geschützen, das Clive auch seinerseits beantworten ließ. Die Truppen blieben in ihren Stellungen, selbst bis zur Nacht, denn es war die allgemeine Ansicht, daß man jeden Augenblick einen neuen und noch gewaltigern Angriff zu erwarten habe. In ihre Mäntel gehüllt schliefen einzelne der Abtheilungen auf dem Kampfplatz, während die andern wachten. Aber am nächsten Tage kam die

wunderbare Nachricht, daß Radschah-Sahib mit seinen sämmtlichen Truppen Arkot verlassen habe. Vier Kanonen und vier Mörser wurden mit einer Menge Munition ins Fort gebracht. Clive ließ Victoria schießen und die braven Vertheidiger von Arkot konnten sich zum ersehnten Schlaf niederlegen. Sie wußten, daß sie eine That vollbracht, die nicht so bald aus den Büchern der Kriegsgeschichte verschwinden würde.

Am fünften November traf der Kapitän Kilpatrik mit einer zahlreichen Verstärkung aus dem Fort St.-David ein. Die Belagerung war beendet. Radscha-Sahib hatte sich nach Vellore zurückgezogen und sich dort, voller Besorgniß vor einem Angriff der Engländer, verschanzt.

„Wir wollen morgen einen kleinen Streifzug unternehmen", sagte Kapitän Clive zu Will. „Wenn Du Lust hast, kannst Du mich begleiten und mir dabei Deine Abenteuer und Fährlichkeiten erzählen. Aber jetzt bin ich müde. Ich habe seit vierzig Stunden kein Auge zugethan. Auf morgen also, mein Junge!"

An diesem Tage war kein Engländer im Fort, der nicht mit Freuden für Kapitän Clive durchs Feuer gegangen wäre.

Zweites Kapitel.

Will's Erzählung.

Zu dieser Zeit trug das Wesen Robert Clive's, wenn auch für einen so jungen Mann immerhin allzu ernst und abgemessen, im Ganzen einen freudigen und zufriedenen Charakter. Das Glück hatte ihm gelächelt, seine kühnsten Erwartungen gekrönt. Aus dem armen und kaum bemerkten Schreiber war ein Mann geworden, dessen Name von der ganzen Ausdehnung der Küsten Indiens laut hinüberklang nach dem Mutterlande und den Hügeln von Shropshire. Es war ihm vergönnt gewesen, sich einem Berufe zu widmen, für den seine Seele geglüht seit den Knabenjahren, und sich in diesem Berufe Lorbeeren zu erringen, wie selten ein Mann in seinen Verhältnissen. Denn wieviel Hindernisse hatte er überwinden, wieviel verlorene Zeit

in wenigen Jahren durch nimmer ermüdenden Eifer, durch das strengste Studium nachholen müssen! Fast Alles hatte er aus sich selbst geschöpft, und von dem Augenblicke an, in welchem er selbstständig ein Commando geführt, war der Sieg an seine Fahnen geheftet gewesen. Die Compagnie konnte ihn ihren Retter nennen; denn mit der ruhmreichen Vertheidigung von Arkot, mit dem Wiederaufleuchten des erblichenen englischen Ruhms begann für die Engländer eine Zeit neuer Hoffnung und Selbstvertrauens, in welcher die Zukunft des Siegs lag. Clive's Name, wie Will es mit bewunderndem Stolze hervorgehoben, war in aller Munde. Die Soldaten sahen in ihm ihren künftigen Oberfeldherrn. Auch die Armuth wich von ihm; beträchtliche Beutegelder und Belohnungen, wie es in jenen Kriegen Sitte war, fielen ihm zu und er konnte daran denken eine stattliche Anweisung auf eins der ersten ostindischen Häuser an die Aeltern zu schicken. Aus dem verlorenen Sohn war ein hochgeachteter Mann geworden.

Gab es dennoch eine Leere in seinem Herzen und tauchten die Erinnerungen früherer Jahre zuweilen in ihm auf? Wenn es der Fall war, so vergaß er sie doch über der ununterbrochenen Thätigkeit, die sich ihm darbot, und über der Freudigkeit, mit welcher er seinen

Beruf übte. Er war noch so jung; der Ruhm füllte seine Seele aus und das Knallen der Musketen, der Schall der Signale übertönten die Stimmen der Sehnsucht nach etwas, das ihm fehlte. Er glaubte, daß er Alles besitze, was ein Mensch nur wünschen könne, und wenn er zuweilen finster und schweigsam war, so lag das in seiner Natur, nicht in seinem Mangel an Glück. Die gewonnenen Vortheile weiter zu verfolgen, den französischen Einfluß bis in seine letzten Spuren zu vernichten, England überall als Sieger hinzustellen, das war sein einziges Streben.

Unmittelbar nach der Aufhebung der Belagerung unternahm er mehrere Züge gegen die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Truppen Radscha-Sahib's. Da, wo es zu plündern gab, unterstützten ihn die Mahratten. Will war stets bei Clive. Er wollte durchaus nur der Bursche, der Diener des Kapitäns sein, aber Clive ernannte ihn bald zum Fähnrich, und Niemand murrte darüber, denn Will hatte sich durch seine Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit, durch seine nieversiegende gute Laune und durch seine soldatischen Fähigkeiten schnell die Liebe aller erworben.

Bisher war Clive noch nicht dazu gekommen, mit Will einige Stunden allein zu plaudern. Die Anstrengungen des Tages, die forcirten Märsche hatten

beide so ermüdet, daß ihnen der Abend niemals als eine Zeit zur geselligen Unterhaltung, sondern nur als die erwünschte Zeit zur körperlichen Ruhe erschienen war. Eines Tages jedoch, als das kleine Heer früher als gewöhnlich Halt gemacht und Clive, was er stets that, sorgfältig das ganze Lager besichtigt und die Wachen selbst ausgestellt hatte, forderte er Will auf, zu ihm in sein Zelt zu kommen und mit ihm zu plaudern. Hocherfreut folgte der Jüngling der Aufforderung und eilte in das Zelt des Kapitäns.

Er fand Clive beim Lesen einiger Briefe, die er aus Madras erhalten. Es waren zum Theil amtliche Schreiben, und der Kapitän theilte seinem jungen Freunde Einiges, was von allgemeinem Interesse war, aus denselben mit. Zuletzt las er einen Privatbrief und seine Stirn wurde düster dabei, seine Wange blasser.

„Mit diesem Barny!" rief er und warf den Brief von sich.

„Barny?" wiederholte Will, der schweigend auf Clive geblickt hatte, während dieser las. „Kennen Sie den Mann, Kapitän? Ist er nicht bei der Compagnie?"

„Ja wohl, ein alter Wüstling, der seine Rolle vortrefflich spielt", antwortete Clive verächtlich. „Er kennt nur die Vergnügungen der Sinnlichkeit, gibt sich aber

daneben den Anschein eines gutmüthigen Burschen, weiß auch sehr klug zu schwatzen und gilt deshalb für einen ganz prächtigen Menschen, dem man etwas Leichtigkeit schon nachsehen könne. Dieser alte Sünder, der nahe an sechzig Jahr alt ist oder darüber, will jetzt ein schönes junges Mädchen heirathen eine Baronetstochter — weißt Du, Will, dieselbe, um deren willen ich in Rio den Handel mit Laroche hatte. Und man wird sie ihm geben!"

Er lachte bitter vor sich hin und ging in dem kleinen Zelte auf und ab, als wolle er eine heftige innere Bewegung bekämpfen.

„Von diesem Barny weiß ich ein sehr schlechtes Stückchen", sagte Will, „und gerade darüber habe ich schon längst mit Ihnen sprechen wollen, Kapitän. Es lag mir auf der Seele!"

„So sprich, mein Junge!" rief Clive. „Wo bist Du mit ihm zusammengetroffen?"

„Nicht mit ihm selbst", antwortete Will. „Es hängt mit meiner Gefangenschaft bei Angria zusammen."

„Bei Angria?" rief Clive verwundert. „Da warst Du? Aber freilich, wir haben noch keine Zeit gefunden, ein vernünftiges Wort über Dich und die Vergangenheit zu sprechen. Erzähle mir Alles ausführlich, so genau wenigstens, wie es Dir gut scheint. Plaudere

mir die bösen Gedanken weg, wie einst David dem Saul!"

Er warf sich auf eine starke Binsenmatte, die ihm gewöhnlich zum Lager diente. Will errieth, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorgehe, und machte Einwendungen. Er sagte, er wolle gehen, ein ander Mal wiederkommen und dann erzählen.

„Nein, nein!" rief Clive dringend. „Gerade jetzt! Du thust mir einen Gefallen damit!"

„Nun, so sei es!" sagte Will. „Sie können mich ja in jedem Augenblick unterbrechen, in dem Ihnen meine Erzählung zu lang wird. Sie versprechen mir das?"

„Gewiß! Ich werde ja hören."

„Als ich Sie damals in Madras verließ, Kapitän", begann Will, „war ich sehr betrübt Ihretwegen. Ich hatte wohl bemerkt, so jung ich noch war, daß Ihnen Ihre Lage durchaus nicht zusagte und daß Sie sich sehr unglücklich fühlten. Auch mir schien es, als verdienten Sie eine bessere Stellung, und ich habe mich darin nicht geirrt, wie ich jetzt zu meiner Freude erfahren. Ich fürchtete nur, Sie möchten im Mißmuth irgend etwas thun, was sich später nicht wieder gut machen ließe. Doch genug, das ist vorbei. Ich kehrte damals nach England zurück und hatte die große Freude, zu erfahren, daß ein entfernter Verwandter meines Vaters,

von dem ich fast gar nichts wußte, sich nach mir erkundigt und mich zu sehen verlangt habe. Ich reiste zu ihm und fand in ihm einen wunderlichen alten Herrn, der wie ein Einsiedler auf seiner übrigens schönen Besitzung in Northumberland lebte. Er war Seemann und so gut wie verschollen gewesen, bis er nach dem Tode meiner Aeltern aus Jamaika zurückkehrte und sich jene Besitzung kaufte. Anfangs behandelte er mich ganz wie einen Bedienten, am Ende aber muß ich ihm doch wohl ein wenig gefallen haben, denn er wurde mittheilsamer gegen mich und machte mir kleine Geschenke. Ich meinerseits war jedoch durchaus nicht willens, mein Leben auf einem Landgute in Northumberland hinzubringen, und sagte ihm dies zuletzt ganz offen. Er billigte meinen Entschluß und gab mir seinen Segen, wie er es nannte, das heißt, er sagte: „Hol' Dich der Teufel! Mach', daß Du fortkommst, und werde ein ordentlicher Mensch. Hier hast Du tausend Pfund; mehr kann ich Dir nicht geben, es ist auch reichlich genug, um einen jungen Menschen durch die Welt zu bringen. Mehr Geld würde ihn nur zum Faulenzer machen!“ Damit entließ er mich und ich ging nach London, um einen Cursus auf der Navigationsschule durchzumachen und mich zum höhern Flottendienst vorzubereiten. Damals

schrieb ich auch an Sie, Mr. Clive, und erlaubte mir Ihnen meine Dienste anzubieten. Aber der Brief ist Ihnen wohl nicht zugegangen?"

„Nein, Will, aber ich danke Dir herzlich", sagte der Kapitän.

„Ich vermuthete es", erwiderte Will. „Das Schiff, mit dem der Brief ging, ist verschollen. Es soll von Seeräubern im arabischen Meere genommen und verbrannt worden sein. Genug, ich wurde so eine Art Midshipman auf einem königlichen Schiffe und machte einige Fahrten nach verschiedenen europäischen Ländern. Aber der Himmel weiß, woher es kam, es ließ mir keine Ruhe, es zog mich hierher nach Indien, zu Ihnen, Kapitän. Mein Verwandter war inzwischen gestorben und hatte mir noch ungefähr tausend Pfund hinterlassen, die ich jedoch noch nicht erhielt, da sie das Vormundschaftsgericht verwaltete. Indessen war ich doch nun immer ein Männchen mit ganz leidlichen Aussichten und konnte mir meinen Beruf frei wählen. Ich suchte eine Stellung auf einem guten Ostindienfahrer. Auf diesem wollte ich fürs Erste die Reise hierher machen und mich dann hier erkundigen, was aus Ihnen geworden. In den Zeitungen hatte ich gelesen, daß ein Mr. Clive sich bei dem Angriffe auf Pondichery und auf Devicottah ausgezeichnet; ich wußte, daß das kein

Anderer sein könne als Sie, und brannte vor Begierde, mich an Ihrer Seite mit den Franzosen und Indern herumzuschlagen. Auf dem Schiffe erhielt ich die Stelle eines zweiten Lieutenants, mit der Erlaubniß, in Indien austreten zu können, und im Herbst vergangenen Jahres verließen wir England.

Wir hatten eine sehr glückliche Fahrt und auch auf dem Schiffe erging es mir leidlich. Zuerst hatten die andern Offiziere, der Supercargo, der Steuermann und was sonst noch einen Posten besaß, sich nicht recht in den Gedanken finden können, daß ein so junger Bursche wie ich ihresgleichen sein solle. Ich fühlte auch selbst, daß ich dazu noch sehr jung sei, und gab mir deshalb alle Mühe, Niemand zu beleidigen. Da ich nun auch bei einigen Gelegenheiten zeigen konnte, daß ich das Herz auf dem rechten Flecke habe und für keine Gefahr zu jung sei, so wurde mein Verhältniß zu den ältern Offizieren allmälig ein besseres und zuletzt ein sehr gutes. Sie wünschten alle, ich möchte auch in Indien auf dem Schiffe bleiben. Darüber gab ich jedoch kein bestimmtes Versprechen ab.

Auf unserm Schiffe befanden sich auch zwei Damen oder vielmehr eine Dame mit ihrer Tochter. Sie hieß Mistreß Badyson und war, wie ich hörte, die Wittwe eines alten, sehr reichen Herrn, die aus Grün-

den, über die Niemand unterrichtet war, nach Madras reiste. Schon am ersten Tage hatte mir die Dame sehr gefallen. Sie schien sehr traurig, aber auch sehr gutmüthig zu sein. Noch immer schön — sie mochte ungefähr in der Mitte der dreißiger Jahre sein — war sie in Allem, was sie that und sprach, so sanft, still und vornehm, daß selbst die rohesten Matrosen — und Sie kennen diese Leute, Kapitän! — sie nur mit der größten Achtung behandelten. Ebenso reizend und so gutmüthig war ihr Töchterchen, das ungefähr zwölf oder dreizehn Jahre alt sein mochte, aber so klug und vernünftig zu reden wußte wie eine Dame. Sie hieß Miß Clara. Bald fromm und sanft wie ein Täubchen, bald neckisch und lustig wie ein Eichhörnchen, wurde sie schnell der Liebling des ganzen Schiffes und die Matrosen hüteten ihre rauhen Reden, wenn sie in der Nähe stand. Ich war sehr bald mit ihr bekannt geworden, denn ich erklärte ihr Alles, was ihr auf dem Schiffe fremd war, und erzählte ihr stundenlang von meinen kleinen Reisen und Abenteuern. Sie hörte dann so aufmerksam zu wie ein Kind von sechs Jahren. Sprach sie aber über irgend etwas, so klang das so überlegt und klug, als spreche eine erwachsene Dame, sodaß ich sie oft ganz verwundert und selbst verlegen anschaute. Der Kapitän des Schiffs nannte sie einmal ein wunderbares Wesen

eine seltsame Mischung von Kind und Jungfrau, von reinster kindlicher Natürlichkeit und frühreifer Ueberlegung, und das war sie auch. Durch sie wurde ich bald auch mit der Mutter vertraut und verbrachte von jener Zeit ab fast alle meine Freistunden in der Gesellschaft der beiden Damen. Bei diesem Umgange erhielt ich mehr und mehr die Gewißheit, daß sich Mistreß Badyson in ihrem Innersten sehr unglücklich fühle. Sie seufzte oft, sah oft lange, ihre Umgebung ganz vergessend, vor sich hin und zeigte dann in ihrem Gesicht einen so tiefen Ausdruck des Leidens, daß ich oft versucht war, aus Mitgefühl nach der Ursache ihres Kummers zu fragen, was ich jedoch aus Schicklichkeit stets unterließ. Mutter und Tochter liebten sich aufs zärtlichste, doch litt die natürliche Heiterkeit Miß Clara's, wie dies ja auch nicht anders sein konnte, nicht unter dem Kummer der Mutter. Ich sprach einmal mit dem ältesten Lieutenant darüber und sagte, Mistreß Badyson gräme sich gewiß über den Tod ihres Mannes; aber er schüttelte den Kopf und sagte, das glaube er nicht; Mr. Badyson sei ein Mann von über siebzig Jahren gewesen und seine Frau habe seinen Tod seit vielen Jahren erwarten können. Ihr Kummer blieb also ein Räthsel für uns alle, ebenso der Zweck ihrer Reise nach Madras.

Ich hatte mich so sehr an den Umgang der beiden Damen gewöhnt, daß ich nur mit schwerem Herzen an unsere Ankunft in Madras und die damit verbundene Trennung denken konnte. Einmal fragte mich Mistreß Badyson, ob ich angesehene Personen in Madras kenne. Ich mußte es leider verneinen; doch sagte ich kühn, daß ich glaube, Sie, Mr. Clive, seien ein angesehener Offizier und mein Freund. Als ich ihr jedoch mittheilte, Sie seien ebenfalls noch sehr jung, schüttelte sie leicht und traurig den Kopf, als wolle sie sagen, das sei es nicht, was sie suche. Ich vermuthete also, daß sie in Madras einen Freund zu finden wünsche, und dachte immerfort an Sie. Auch dachte ich daran, wie sehr Ihnen Miß Clara gefallen würde und daß dies vielleicht eine Frau für Sie sei, vorausgesetzt, daß Sie nicht schon das Herz eines schönern und reichern Mädchens erobert, wie es höchst wahrscheinlich war."

„O Du Schelm!" unterbrach ihn Clive mit einem lauten, etwas gezwungenen Lachen. „Du hättest zuerst an Dich selbst denken sollen. Du bist ohne Zweifel verliebt in Miß Clara."

„O Kapitän, für mich ist sie viel zu gut!" erwiderte Will aufrichtig. „Ich sage das auch nur, weil ich aus allen meinen Gedanken gegen Sie kein Hehl

mache. Ueberhaupt sollte es ja ganz anders kommen. Wir hatten, wie gesagt, eine sehr günstige Fahrt bis Bombay, wo wir anlegen mußten. Von dort aus gingen wir wieder auf die hohe See, um die Küste zu vermeiden, die durch Angria's Seeräuberschiffe unsicher gemacht wird. Schon glaubten wir jede Gefahr glücklich überstanden zu haben und nahmen unsern Curs auf Ceylon, als uns ein heftiger Sturm überfiel, der eine solche Verwüstung in unserer Takellage anrichtete, daß wir uns von den Wellen treiben lassen mußten. Am folgenden Morgen, als der Sturm sich ein wenig gelegt, sahen wir eine Küste vor uns und gerade diejenige, die wir hatten vermeiden wollen, die Küste von Goa und Bedjapur mit ihren hohen Gebirgen, den Hauptsitz der Seeräuberei. Und zu gleicher Zeit sahen wir eine Anzahl von Grabs und Gallivats — so nennen diese Halunken ihre größern und kleinern Fahrzeuge — auf uns zusteuern. Die Grabs sind Segelschiffe von etwa dreihundert Tonnen, die Gallivats kleinere Fahrzeuge mit ungefähr vierzig Ruderern.

Gerade die letztern hatten wir zu fürchten, denn der Wind hinderte die Grabs, sich uns schnell zu nähern, die Gallivats aber konnten uns in einer Stunde erreichen. Wir hielten sogleich einen Kriegsrath und beschlossen, uns wenigstens so lange, als es irgend

möglich sei, zu vertheidigen. Inzwischen sollte die größere Mehrzahl der Matrosen mit aller Macht an der Ausbesserung der Masten, der Segel und des Steuers arbeiten. Denn wenn das Schiff wieder seetüchtig war, so durften wir hoffen, durch geschicktes Manövriren den Seeräubern zu entkommen. Ich legte natürlich selbst mit Hand an, überzeugte mich aber bald, daß die Havarie zu bedeutend war, um in einer Stunde ausgebessert werden zu können, und übernahm deshalb in Gemeinschaft mit dem Kapitän die Anordnung der Vertheidigungsanstalten, denn es stand fest bei uns, daß wir uns nicht ohne Kampf ergeben wollten. Wir hatten zwölf Kanonen an Bord, glaubten auf unsere Leute vertrauen zu können und unterschätzten die Zahl und Tapferkeit der Seeräuber.

Wie Jeder in meiner Lage gethan haben würde, freute ich mich auf einen tüchtigen Strauß und hoffte auf einen glücklichen Ausgang. Doch bekümmerte mich das Schicksal der beiden Damen, das sich gar nicht berechnen ließ, wenn unser Fahrzeug genommen wurde. Ich wollte ihnen zuerst rathen, Männerkleidung anzulegen, sagte mir aber, daß sie dann wahrscheinlich niedergemetzelt werden würden, wenn das Schiff genommen sei, und unterließ es. Doch sprach ich ihnen Muth ein, und da die Gallivats der Seeräuber keinen sehr

gefährlichen Eindruck machten, so schienen sie voll Hoffnung und Zuversicht, begaben sich aber auf meine dringende Bitte nach ihrer Kajüte.

Als die Matrosen gewahr wurden, daß wir nicht entfliehen könnten und einen Kampf annehmen müßten, schienen sie bedenklich zu werden, denn die Leute Angria's sind wegen ihrer Tapferkeit und Grausamkeit gefürchtet. Die Ermahnungen und Vorstellungen der Offiziere jedoch, sowie die Andeutung, daß wir, auch wenn wir uns ergäben, kaum etwas Besseres als den Tod zu erwarten hätten, vermochten sie endlich zu den Waffen zu greifen. Wir stellten die erfahrensten und entschlossensten Leute an die Kanonen, deren Richtung die Offiziere selbst übernahmen. Denn wir sagten uns, daß wir bei der noch immer bewegten See auf unserm größern Schiffe mit dem Zielen sehr im Nachtheil gegen die kleinern und niedrigern Fahrzeuge der Angrianer seien, die ebenfalls, wie wir jetzt ganz deutlich bemerkten, Kanonen führten. Unsere ersten Schüsse, die wir auf die Gallivats richteten, überzeugten uns auch bald, daß wir uns nicht geirrt, denn sie trafen nicht und die Gallivats rückten ungehindert gegen uns vor und begannen nun ihrerseits mit viel größerer Sicherheit zu feuern. Wir hatten bald einige Todte und Verwundete, doch gelang es uns, eine Gallivat zu treffen,

die nun zurückblieb. Das belebte den sinkenden Muth unserer Matrosen, die natürliche Erbitterung des Kampfes gesellte sich dazu, und so erwarteten wir denn in leidlicher Haltung den Feind, der es aufs Entern abgesehen hatte.

Ein Mann, der so viel Pulverdampf gerochen wie Sie, Kapitän Clive, würde wahrscheinlich wenig Gefallen an der Aufzählung der Einzelnheiten unseres Kampfes finden. Ich will mich daher nur auf dasjenige beschränken, was mich persönlich anging. Der Kampf war ein sehr erbitterter, denn unsere Matrosen sagten sich selbst, daß sie jetzt wenig Gnade mehr von den Seeräubern zu erwarten hätten, und wir hielten die Gallivats ziemlich lange vom Entern ab. Endlich aber kamen die Grabs dazu und wir hatten nun wenigstens fünfzehnhundert Angrianer gegen uns. Die große Mehrzahl unserer Leute war verwundet, auch ich hatte eine stark blutende Wunde erhalten. Der Kapitän wollte also den Versuch machen, ob ein Parlamentiren noch möglich sei, und steckte die weiße Flagge auf. Die Feinde achteten sie und gestanden uns, nachdem der Kapitän erklärt, er werde das Schiff in die Luft sprengen, wenn man uns keine billigen Bedingungen stelle, eine annehmbare Capitulation zu. Wir sollten zu Gefangenen gemacht, anständig behandelt und

gegen ein nur mäßiges Lösegeld später nach Bombay ausgeliefert werden. Ich erinnerte den Kapitän an die Frauen und er erwirkte für sie ebenfalls das Versprechen einer anständigen Gefangenschaft im Harem des Sultans bis zur Auswechselung. Da es sich für uns vor allem darum handelte, das Leben zu retten, das ohne diese Capitulation gewiß verloren war, so fanden wir die Bedingungen sehr mild.

Es schien auch anfangs, als sollten sie gehalten werden. Eine Abtheilung von zweihundert Angrianern bestieg das Schiff und begann, Alles, was nicht niet- und nagelfest war, auf die Grabs und Gallivats zu schaffen. Wir ließen uns inzwischen unsere Wunden verbinden, und da mich der Blutverlust vollkommen erschöpft hatte, so verfiel ich in Ohnmacht und später in einen solchen Zustand von Schwäche, daß ich kaum wahrnahm, was um mich her vorging. Ich erinnerte mich später nur, Mistreß Badyson neben mir gesehen zu haben, die mich mit stärkenden Essenzen zu beleben suchte. Endlich hob man mich auf und trug mich ziemlich unsanft nach dem Bord des Schiffes, von wo man mich in eine Gallivat hinabließ. Ich sank abermals in Ohnmacht und so vollständige Schwäche, daß ich für meine Umgebung wie erstorben war. Es schwebte mir dunkel vor, als habe ich in dem Augenblicke, in

welchem wir an die Küste stießen, die Gewänder Miß Badyson's und ihrer Mutter gesehen; zum vollständigen Bewußtsein gelangte ich jedoch erst in einem erbärmlichen und ekelhaften Gefängniß, in dem ich mich ganz allein befand. Nur der Wärter und ein Arzt kamen zu mir, aber keiner von ihnen antwortete auf meine Fragen, da sie wahrscheinlich kein Englisch verstanden. Ich selbst hatte das wenige Indisch, das ich hier früher an der Küste gelernt, in den letzten Jahren vollkommen vergessen.

Im Uebrigen wurde meine Wunde, ein Schuß in den linken Schenkel, gut gepflegt und schon nach acht Tagen war ich außer Gefahr. Nun erschien auch ein Dolmetscher oder auch ein Gelehrter, Munschi genannt, der ein verstümmeltes Englisch und Französisch sprach und dessen Absicht es war, so viel von meinen Verhältnissen zu erfahren, als ich zu verrathen für gut fände. Da ich mir denken konnte, es handle sich um das Lösegeld, so legte ich mir natürlich einen sehr geringen Werth bei. Der Munschi schien das nicht glauben zu wollen und sagte mir, ich sei gewiß ein Sohn oder Bruder der reichen fränkischen Dame, die ebenfalls gefangen worden. Da mir Alles daran lag, in die Nähe der Damen zu gelangen, deren Schicksal mich in den letzten Tagen aufs lebhafteste beschäftigt hatte und

nach denen ich mich so eben bei dem Munschi erkundigen wollte, so ging ich auf den Gedanken des Dolmetschers ein und sagte, ich sei ein Verwandter der beiden Damen, aber wir seien nicht reich. Ich fragte dann auch, wo die andern gefangenen Engländer sich befänden, und erfuhr, daß sie getrennt in verschiedenen Seefestungen lebten, welche die Angrianer an jenen Küsten besitzen.

Am Tage darauf kamen einige Männer zu mir, unter ihnen ein stattlicher, sehr herrisch aussehender Mann mit einem schönen rabenschwarzen Bart. Ich vermuthete aus der unterwürfigen Ehrfurcht, welche ihm die Andern bezeigten, daß er ein vornehmer Anführer, vielleicht Angria selbst sei, und ich erfuhr später, daß ich die Wahrheit errathen. Er ließ mich durch den Munschi nochmals nach meinen Verhältnissen befragen und sagte mir dann, daß ich für ein Lösegeld von zehntausend Rupien die Freiheit erhalten könne und daß ich deshalb nach Bombay schreiben solle. Das war ungefähr die Hälfte meines kleinen Vermögens. Ich protestirte also aus Leibeskräften und berief mich auf die Capitulation, in welcher nur von einem geringen Lösegeld die Rede gewesen. Man antwortete mir, ich sei als Verwandter der Damen nach der Aussage aller andern Gefangenen ein sehr reicher Mann und mein

Lösegeld also ein sehr geringes. Da ich nun inzwischen überlegte, daß all mein Protestiren nur wenig helfen werde und daß ich versuchen müsse, mir meine Lage soviel als möglich zu erleichtern, so fügte ich mich scheinbar und versprach einen Brief nach Bombay zu schreiben, erbat mir aber die Erlaubniß, meine Verwandten zuweilen zu sehen, indem ich hinzufügte, ich würde Alles versuchen, die letztern zu veranlassen, ihr Lösegeld ebenfalls möglichst bald herbeizuschaffen. Dies schien zu wirken. Angria gab mir die Erlaubniß, die Damen zu sehen, sobald ich ausgehen könne. Dann schrieb ich einen Brief nach Bombay an den dortigen Gouverneur, worin ich ihn bat, sich behufs der Auszahlung von zehntausend Rupien nach England an eine bestimmte Person zu wenden. Ich durfte dem Briefe nichts hinzufügen, da ich wohl wußte, daß derartige Sendungen einer strengen Controle unterliegen. Es gibt bei den Angrianern Leute genug, die Englisch und Französisch verstehen, da sie entweder als Matrosen in England oder Frankreich gewesen oder geborene Europäer sind, die den Glauben und die Sitten der Angrianer angenommen haben.

Nach wenigen Tagen erlaubte mir der Arzt auf Krücken auszugehen und ich ließ nun um die Erlaubniß bitten, meine Verwandten zu besuchen. Sie ward

gewährt und zwei bewaffnete Diener geleiteten mich. Ich schritt durch einen verdeckten Gang, der das Gefängniß mit der Wohnung Angria's verband, nach einem hochgelegenen Hofe, von welchem aus ich zum ersten Male den Ort, an dem ich gefangen war, übersehen konnte. Ich erblickte eine starke Festung, die auf der Spitze einer Landzunge lag, und ersah daraus, daß ich in Gheria selbst, der Residenz Angria's, sei. Ich mußte dann ein weitläufiges Gebäude durchschreiten und gelangte endlich in einen kleinen Garten, den einzigen, der sich innerhalb der Festung zu befinden schien. In diesem erhob sich ein kleiner zierlicher Pavillon, aus welchem kurz nach meiner Ankunft Mißreß Badyson mit ihrer Tochter heraustrat.

Unser Wiedersehen war ein sehr bewegtes. Wir konnten uns der Thränen nicht erwehren und Jedermann, der unsere Zusammenkunft beobachtete, mußte aus der Herzlichkeit unserer Begegnung schließen, daß wir in der That Blutsverwandte seien. Miß Clara war wenig verändert, aber in den Zügen der Mistreß Badyson glaubte ich eine noch tiefere Traurigkeit wahrzunehmen, als ich sie je auf dem Schiffe an ihr bemerkt. Sie faßte sich jedoch bald und sagte, daß sie in ihrem Kummer hocherfreut sei, mich zu sehen, ja daß sie sich verhältnißmäßig glücklich schätze, sich an

demselben Ort mit mir zu befinden, da sie sich nun nicht mehr ganz verlassen vorkomme. Sie theilte mir darauf mit, daß sie selbst angegeben, ich sei ein Verwandter von ihr, sobald sie gehört, daß ich ebenfalls in Gheria festgehalten werde. Ich dankte ihr für ihr Vertrauen und billigte die kleine List, die es uns gestattete, uns zu sehen. Dann erzählte sie mir, daß man fünfzigtausend Rupien Lösegeld für sie und ihre Tochter fordere und daß es ihr ganz unmöglich scheine, diese Summe herbeizuschaffen; denn wenn sie dieselbe auch besitze und opfern wolle, so würde doch ihre eigene Anwesenheit in England, wo sie kaum einen guten Freund besitze, nöthig sein, um das Geld flüssig zu machen. In Madras sei allerdings eine Person, die ihr helfen könne, ob aber gerade diese Person ihr helfen wolle, das sei sehr zweifelhaft.

Wir sprachen viel über die Frage, wie das Lösegeld herbeizuschaffen sei, und kamen zu dem Resultate, daß sich dies kaum anders ermöglichen lasse, als wenn ich selbst in Freiheit gesetzt werde und die Herbeischaffung des Lösegeldes mit aller Kraft betreiben könne. Ich versprach Mistreß Badyson, mit Angria darüber zu reden, und sie wollte das Gleiche versuchen. Im Uebrigen sagte sie mir, daß sie gut und anständig behandelt und in keiner Weise belästigt werde. Der

Pavillon diente ihr zur Wohnung und sie konnte sich mit ihrer Tochter in dem Garten frei bewegen. An Flucht war freilich nicht zu denken, da der Garten, wie es schien, im festesten Theil des Serails lag.

Was mich selbst anbetraf, so begann ich den Gedanken an Flucht bereits sehr reiflich zu überlegen und ließ meine Blicke deshalb überallhin schweifen, wohin sie nur gelangen konnten. Aber auch mir erschien es bei der ungemeinen Festigkeit und Ausdehnung der Werke im höchsten Grade zweifelhaft, daß ein Fluchtversuch gelingen könne. Ich beschloß deshalb fürs Erste mit Angria zu sprechen, was mir auch gewährt wurde. Ich stellte dem Piraten vor, daß es mir und meinen Verwandten ganz unmöglich sein würde, die geforderte Summe zu beschaffen, wenn nicht einer von uns persönlich die Angelegenheit betreiben könne. Ich erbot mich also, nach England zu reisen und von dort das Geld für die Dame zu senden, meinen Antheil mit einbegriffen, also sechzigtausend Rupien. Angria erwiderte, daß er sich die Sache überlegen wolle und daß ihm der Vorschlag nicht ganz unannehmbar erscheine. Meine Bitte, öfters meine Verwandten sehen zu dürfen, um mit ihnen zusammen zu überlegen, wie die Forderungen Angria's am besten und schnellsten befriedigt werden könnten, gewährte er bereitwillig, und es wurde festge-

setzt, daß ich jeden Nachmittag meine Verwandten auf zwei Stunden besuchen dürfe.

Diese Erlaubniß war ein großer Trost für mich. Ich besuchte Mistreß Badyson täglich, und wäre unsere Lage nicht eine so traurige gewesen, so würde ich in diesen täglichen Zusammenkünften eine Quelle großen Genusses gefunden haben. Mistreß Badyson selbst versuchte, sich scheinbar in ihre Lage zu finden und ein heiteres Gesicht zu zeigen. So kam es, daß wir Stunden verlebten, wie wir sie nicht angenehmer in vollster Freiheit und Sicherheit in einem englischen Park hätten hinbringen können. Dennoch glaubte ich zu bemerken, daß Mistreß Badyson täglich hinfälliger wurde. Der geheime Gram, an welchem sie ohne Zweifel litt, zernagte ihr Herz. Doch hielt sie sich aufrecht mit einer Standhaftigkeit, wie sie vielleicht nur Frauen eigenthümlich ist. Angria hatte mir noch immer keine Antwort zu Theil werden lassen. Ich hatte bemerkt, daß er uns zuweilen, wenn er in Gheria anwesend war, von einem Fenster aus beobachtete. Eine Sklavin, die ein wenig fränkisch sprach, sagte uns, er habe Gefallen an den englischen Liedern gefunden, die ich zuweilen mit Miß Clara sang, und höre uns gern zu.

Darüber vergingen fast sechs Wochen. Eines Tages fand ich Mistreß Badyson blasser aussehend als

je. Miß Clara war nicht bei ihr und ich fürchtete schon, das junge Mädchen, das ich so innig lieb hatte, wie ich nur meine Schwester hätte lieben können, wenn mir der Himmel eine so große Gunst gewährt hätte, sei erkrankt.

Mistreß Badyson sagte mir jedoch, sie habe Clara gebeten, heute im Pavillon zu bleiben, da sie mit mir allein zu sprechen habe. Sie führte mich darauf nach einer versteckten Laube und sprach dort ungefähr Folgendes zu mir, was ich Ihnen nicht vorenthalten will, Kapitän Clive, da ich Ihres Schweigens, soweit es nöthig ist, unbedingt glaube versichert sein zu können."

„Gewiß, Will!" antwortete Clive. „Dein Vertrauen soll nicht getäuscht werden!"

„Mistreß Badyson erzählte mir also Folgendes", fuhr der junge Mann fort. „Ich fühle, daß ich sehr krank bin. Es ist eine schleichende Krankheit, von der sich nicht voraussehen läßt, ob sie schnell zum Tode und wann führen wird. Ich kann vielleicht noch ein Jahr leben, vielleicht auch morgen schon meine Augen schließen. Mir selbst erscheint der Tod durchaus nicht als ein Schrecken, aber um meiner Tochter willen hätte ich noch länger zu leben gewünscht. Indessen es kann nicht sein und ich muß mich in mein Schicksal ergeben und mit gefaßter Seele für die Zukunft meines ein=

zigen Kindes sorgen. Meine Lage ist doppelt traurig durch die Gefangenschaft, in der wir uns befinden, und ich würde wahrscheinlich verzweifeln, wenn nicht Sie wenigstens mir zur Seite ständen. Es ist eine eigenthümliche und für mich peinigende Lage, Sie, einen so jungen Mann, zu meinem Vertrauten machen zu müssen. Aber Sie haben mir so viel Beweise wahrer Theilnahme gegeben und mir eine so wahrhafte Zuneigung gezeigt, daß ich kaum weiß, ob ich irgend einem ältern Manne mich lieber anvertrauen würde als gerade Ihnen. Auch scheint es mir, als ob Sie meiner Tochter innig zugethan wären, und da es sich in dem, was ich Ihnen zu sagen habe, hauptsächlich um diese handelt, so bin ich, um Ihr Vertrauen zu wecken, genöthigt, Ihnen ebenfalls volles Vertrauen zu schenken. Was ich Ihnen zu sagen habe, wird Sie vielleicht gegen mich einnehmen, und mit Recht. Aber ich hoffe darauf, daß Sie mich milder beurtheilen werden, wenn Sie älter geworden sind, und mache Sie schon jetzt darauf aufmerksam, daß meine Tochter unschuldig ist, wenn auch ich gefehlt habe.

Ich wurde mit kaum siebzehn Jahren an einen reichen Mann verheirathet, der sechzig Jahre alt war. Ich schloß diese Verbindung, um meinen Vater, einen Kaufmann, vor einem Bankrott zu retten, den er

wahrscheinlich nicht überlebt hätte. Von Liebe zu meinem Gatten konnte also nicht die Rede sein. Dennoch würde ich, da ich nie leichtsinnig war, gewiß meine Treue und Pflicht niemals verletzt haben, wenn nicht mein böses Geschick mir einen Mann in den Weg geführt hätte, der es wie wenige verstand, die festesten Grundsätze zu untergraben. Es war ein Mr. Barny, der einzige Freund meines Mannes, ebenfalls schon in reifern Jahren und meinem Manne tausendfach zu Dank verpflichtet. Mr. Badyson überließ mich deshalb dem Umgange Mr. Barny's mit dem festesten Vertrauen. Er konnte nicht vermuthen, daß der Mann, der ihm soviel Dank schuldete, unedle Absichten gegen die Ehre und die Ruhe seines Wohlthäters hege. Auch wiegte mich Barny in vollkommene Sicherheit, erlaubte sich nie eine Andeutung über seine wahren Zwecke gegen mich, sondern ließ nur zuweilen eine tiefe und zärtliche Zuneigung für mich durchblicken. Da er ein Mann von einem sehr gebildeten und lebhaften Verstande war, so hatte ich ihn sehr gern und es gelang ihm allmälig, meine Einbildungskraft zu entflammen und Wünsche in mir zu erwecken, die ich bis dahin nie gehegt. Er deutete auch zuweilen an, daß er sich nur deshalb nicht verheirathe, weil er hoffe, es sei ihm vielleicht noch vorbehalten, dasjenige Weib, das er am

meisten liebe und verehre, sein eigen zu nennen, und ließ mich errathen, daß ich dieses Weib sei. Genug, ich will Ihnen nicht ausführlich berichten, was mich jetzt noch mit der tiefsten Scham und Reue erfüllt: es gelang Barny, mich meinen Pflichten untreu zu machen, und wir gelobten uns gegenseitig, uns nach dem Tode Mr. Badyson's für immer mit einander zu verbinden.

Noch vor der Geburt Clara's erfuhr jedoch mein Gemahl, wahrscheinlich durch eine Dienerin, die von Mr. Barny beleidigt worden, das Verhältniß zwischen mir und dem letztern. Er benutzte die Gelegenheit, als Mr. Barny sich eines Nachmittags bei mir befand, um mit uns beiden darüber zu sprechen. Mir ließ er eine vollständige Verzeihung angedeihen; er sagte, daß er es natürlich finde, wenn eine so junge Frau den Künsten eines so begabten und erfahrenen Mannes wie Barny unterlegen sei. Gegen Barny selbst war er strenger, behandelte aber unser Verbrechen trotzdem mit einer solchen Milde und Güte, daß ich erst von diesem Augenblicke an die ganze Größe meiner Schuld fühlte und mein Leben dafür hingegeben hätte, sie ungeschehen zu machen. Ich liebte meinen Gatten von jenem Augenblick an mehr, als ich Barny je geliebt. Der letztere mußte auf den Befehl Badyson's ein förmliches

Eheversprechen aufsetzen, in welchem er gelobte, mich nach dem Tode Badyson's zu heirathen. Er benahm sich dabei mit solcher Unterwürfigkeit und Reue, daß mein edler Gemahl ihn sogar zu trösten und zu entschuldigen versuchte. Wenige Wochen später verließ Barny England und ging nach Indien.

Bald darauf wurde Clara geboren und Mr. Badyson behandelte und liebte sie wie sein eigenes Kind. Er duldete nicht, daß ich mich von ihm trennte. Er sagte mir, daß er sehr wohl erkannt habe, meine Reue sei aufrichtig, und daß er ja überhaupt nie andere Ansprüche an mich gemacht habe, als von einem jungen, heitern Wesen umgeben zu sein. Heiter war ich nun freilich nicht mehr, aber ich versuchte es zu scheinen. Mein ganzes Dasein war nur der Verehrung meines Gatten gewidmet, und da ihm dies nicht entging, so führten wir ein ruhiges, in seiner Art selbst glückliches Dasein. Barny schrieb nicht an mich, wohl aber an meinen Mann; es erging ihm sehr gut, er war einer der ersten Beamten der ostindischen Compagnie.

Ein großer Verlust, den Mr. Badyson vor zwei Jahren durch den Bankrott eines angesehenen Handelshauses erlitt, erschütterte den alten Mann so sehr, daß er bald darauf starb. Ich war seine Erbin; er hatte,

trotz meines Vergehens, nichts in seinem Testament geändert. Indessen stellte es sich heraus, daß jener Bankrott das Vermögen meines Mannes bedeutend vermindert hatte, auch verstand ich wenig von Geschäften und hatte keine guten Anwälte, genug, es blieben mir nur ungefähr zwanzigtausend Pfund. Für mich war dies mehr als genügend. Aber es trat nun eine andere Frage an mich heran. Sollte ich die Ehe mit Mr. Barny eingehen? Das edle Benehmen Mr. Badyson's hatte das Bild Barny's in meinem Herzen vollständig verwischt und ich wäre lieber unverheirathet geblieben und hätte mich ganz der Erziehung und Ausbildung meiner Tochter gewidmet. Aber eine innere Stimme sagte mir, daß die einzige Sühne für jenes Vergehen doch nur in der Verbindung mit Mr. Barny liege, wie es ja auch Mr. Badyson gewollt. Ich überlegte den Fall, daß meine Tochter einst später erfahren könne, sie sei nicht Mr. Badyson's Tochter, und welchen Eindruck dies auf sie machen, welchen Einfluß es auf ihre Stellung zu mir üben müsse. Wurde ich die rechtmäßige Gattin Barny's, so war in gewissem Sinne auch Clara's Geburt eine rechtmäßige; wenigstens konnte Clara dann später mit weniger Beschämung an mich und ihren wahren Vater zurückdenken. Ich schrieb also sogleich an Barny und fragte, ob ich nach

Madras kommen oder in England bleiben und ihn erwarten solle. Seine Antwort war so gezwungen, daß ich, da mein Auge in Bezug auf ihn wieder klar und scharf geworden, sogleich errieth, er wolle sein Eheversprechen nicht halten. Er schrieb von seiner schwierigen Stellung in Madras, von seinen gefährdeten Vermögensverhältnissen, die ihm Madras unter keiner Bedingung zu verlassen gestatteten, gab mir zu bedenken, daß ich zu jung für ihn, er zu alt für mich sei, daß Clara am besten nie etwas von unserm Verhältniß erfahre, und schloß damit, daß er für den Augenblick von Madras nicht abkommen könne, daß er aber, sobald es ihm nur irgend möglich sei, mich in England aufsuchen werde.

Ich fühlte, daß er mich betrog, in einem Punkte wußte ich es sogar, denn allen Nachrichten zufolge, die ich einzog, waren seine Vermögensverhältnisse glänzend. Ich entschloß mich also, wahrlich nicht meinet-, sondern nur Clara's wegen, die weite und gefährliche Reise zu machen. Ich hoffte, mein Anblick würde ihn bewegen, sein Wort zu halten. Sie kennen also nun den Zweck meiner Reise. Aber ich muß Ihnen noch mehr mittheilen. Schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft in diesem Orte schrieb ich an Mr. Barny in Madras, schilderte ihm meine Lage und bat ihn, die nöthige

Summe für mich aufzubringen oder wenigstens wegen meiner Auslieferung mit Angria in Verbindung zu treten; die Rückerstattung der ausgelegten Summe sei ihm ja sicher. Heute nun erhielt ich seine Antwort. Sie lautete ungefähr so, wie mein düsteres Gemüth sie mir vorausgesagt. Er bedauere mein Unglück, schrieb er, müsse mich aber daran erinnern, daß er mich gebeten, in England zu bleiben; er habe recht gut gewußt, wie gefährlich eine solche Reise für mich sei. Fünfzigtausend Rupien sei ein viel zu hoher Preis; er werde mit Angria unterhandeln und inzwischen so viel Geld als möglich aufzutreiben suchen. In Bezug auf das Eheversprechen bitte er mich flehentlich, ihn desselben zu entbinden. Wir seien zu lange getrennt gewesen und hegten zu traurige gemeinsame Erinnerungen, um noch mit einander glücklich sein zu können. In der festen Ueberzeugung, daß ich nie von jenem Versprechen Gebrauch machen werde, sei er in Madras neue Verpflichtungen eingegangen und werde eine ganze Familie unglücklich machen, wenn er sein Wort nicht halte. Durch unsere Verbindung würde nur die Verleumdung wach gerufen werden. Bis jetzt ahne Niemand etwas von unserm damaligen Verhältniß. Wenn wir uns aber heiratheten, würde der Verdacht rege werden. Er hoffe, ich habe ihm so viel Liebe bewahrt, um ihn

nicht in das größte Elend zu stürzen und wortbrüchig zu machen.““

„Der Schuft!“ murmelte Clive vor sich hin. Will setzte seinen Bericht fort.

„„Genug“, so schloß Mistreß Badyson, „ich weiß jetzt, daß ich von Mr. Barny nichts mehr zu erwarten habe, ja, ich muß sogar befürchten, daß er selbst die Angelegenheit der Auswechselung lässig betreibt, um mich von sich fern zu halten. Um aber mein Unglück voll zu machen, habe ich von einer Dienerin erfahren, daß mein armes unschuldiges Kind, daß Clara Gnade vor den Augen des Räubers gefunden hat, der uns hier gefangen hält, und daß er wünscht, wir möchten in seiner Gewalt bleiben, damit Clara nach einigen Jahren eins seiner Weiber werde. Der Gedanke, daß Clara nach meinem Tode schutzlos einem Barbaren überlassen bleiben soll, bringt mich der Verzweiflung nahe. Mit der innigsten Freude würde ich ihre Freiheit durch meinen augenblicklichen Tod erkaufen. So ist meine Lage. Ich fühle den Tod in mir, ich sehe Clara's Elend voraus, und ich habe keinen Freund auf der Welt, der mir helfen kann. Deshalb habe ich Ihnen mein ganzes Herz aufgeschlossen. Zu Ihrem guten Willen habe ich das festeste Vertrauen, und wenn Sie können, so werden Sie helfen, das weiß ich. Es

lebt nun wenigstens ein Mensch, der Mr. Barny auffordern kann, für Clara dasjenige zu thun, was er für mich nicht thun will. Nach meinem Tode werden Sie ihn hoffentlich dazu bewegen können, sich seiner Tochter anzunehmen und sie aus der gräßlichsten aller Gefahren, aus der schmachvollsten aller Erniedrigungen zu befreien. Dies ist der Grund, aus welchem ich Ihnen mein Herz eröffnet. Clara darf hier nicht untergehen. Wir müssen gemeinsam überlegen, welchen Weg wir einzuschlagen haben, um wenigstens Clara zu retten. Ich für meinen Theil sehe keinen Ausweg, aber vielleicht liegt dies nur daran, daß mein Verstand vom Kummer umflort ist. Sie sind jünger, Ihr Geist ist frischer; auch Sie haben Clara lieb und ich bin überzeugt, daß Sie allein oder mit mir vereint Alles thun werden, um mein unschuldiges Kind vor einer Zukunft zu retten, die ich mir nicht denken kann, ohne an der Vorsehung zu verzweifeln.‟ "

Will machte nach diesem Bericht eine unwillkürliche Pause. Dann fuhr er fort:

„Sie können sich wohl vorstellen, Kapitän Clive, daß ich von dieser unerwarteten Mittheilung aufs höchste überrascht und bestürzt war. Ich fühlte vollkommen, daß nur die größte Seelenangst, die Verzweiflung selbst eine Frau wie Mistreß Badyson be-

wogen haben konnte, mich derartige Blicke in ihre Vergangenheit thun zu lassen, und ich gelobte mir selbst, ihr Vertrauen nicht zu täuschen und meine ganze Kraft daran zu setzen, ihr zu helfen. Der Gedanke, daß ein Räuber wie Angria, ein Heide oder wenigstens ein Muselmann, seine Blicke zu einem so reinen und unschuldigen Wesen erhebe, wie Clara es war, erfüllte mich mit einem Zorn, mit einem Haß gegen den Piraten, wie ich ihn bis dahin nie gegen einen Menschen gefühlt. Ich hätte ihm den Dolch ins Herz stoßen können. Schweigend saß ich da. Es war mir unmöglich, Mistreß Badyson sogleich zu antworten. Tausend Gedanken gingen durch meinen Kopf. Endlich fand ich Worte, der Dame zu sagen, daß ich ihr Vertrauen zu ehren wisse und daß sie auf mich so sicher zählen könne, als ob ich ihr Sohn sei. Als wir indessen anfingen zu überlegen, stellte es sich, wie es auch kaum anders zu erwarten war, heraus, daß wir so wenig wie früher ein Mittel wußten, unserer eigenen und Clara's Lage eine günstigere Wendung zu geben. Wir mußten uns trennen, ohne daß wir einen andern Trost fanden als denjenigen, uns zu versichern, daß wir bis zu unserm Wiedersehen alle Möglichkeiten, alle Hülfsmittel überlegen wollten.

Ich habe meinen Kopf nie so abgequält wie in

den vierundzwanzig Stunden bis zu der nächsten Zusammenkunft. Vereint konnten wir nicht fliehen, das schien mir unmöglich. Und machte ich allein einen Fluchtversuch, so beraubte ich mich, wenn er mißlang, der Vergünstigung, die Damen zu sehen, konnte ihnen also gar nicht mehr nützen. Ich ließ bei Angria anfragen, ob er sich meinen Vorschlag überlegt habe und mir gestatte, Gheria zu verlassen, um in Bombay, Madras oder in England selbst das Lösegeld aufzutreiben. Er ließ mir antworten, daß er den Erfolg unserer Briefe abworten wolle. Fiele die Antwort ungünstig aus, so sei es später noch immer Zeit, wenn ich die Reise unternähme. Es blieb mir also nichts übrig als Flucht, und ich beschloß alle meine Gedanken auf dieses Auskunftsmittel zu richten.

Ich bin jedoch überzeugt, daß ich noch heute in Gheria gefangen säße, wenn nicht die Vorsehung oder der Zufall, wie man es nun nennen will, sich meiner angenommen hätte. Und Sie werden sehr erstaunt sein, Kapitän Clive, wenn Sie erfahren, daß ich die glückliche Wendung meines Geschicks der Nennung Ihres Namens zu danken hatte!"

„Meines Namens?" rief Clive. „In der That, Deine Erzählung ist fast wunderbar."

„Ja, Sie werden es hören", fuhr Will fort. „Als

ich am nächsten Tage zu Mistreß Badyson kam — Clara war an diesem Tage wieder bei ihr — theilte ich den Damen zuerst mit, daß Angria mir die Reise verweigert hätte. Als wir davon sprachen, befanden wir uns gerade dicht unter den Fenstern eines der Gebäude, welche den kleinen Park rings umgaben. Ich hatte schon öfters an diesen Fenstern eine verschleierte weibliche Gestalt gesehen, die ich für eine der Frauen Angria's hielt. Sie saß auch heute wieder an dem offenen Fenster. Während ich mit Mistreß Badyson sprach, kam mir, wie eine Erleuchtung, plötzlich ein Gedanke. „Ich werde an Mr. Clive, meinen Freund schreiben!“ rief ich. „Das ist der einzige Mann, der im Stande ist, auf Barny einen Druck zu üben und uns zu retten!“ Ich war noch ganz voll von diesem plötzlichen Gedanken und Mistreß Badyson sah mich erstaunt und fragend an, als eine Stimme von dem Fenster herab in sehr wohlklingendem Französisch fragte: „Kennen Sie Mr. Clive? Meinen Sie Mr. Clive in Madras?“ Ich blickte erstaunt in die Höhe, und da die Dame, von der ich vorhin gesprochen, ihren Schleier zurückgeschlagen hatte, so sah ich in ein wunderschönes, liebliches Gesicht, dessen ganz eigenthümlich schöne schwarzblaue Augen fragend und theilnehmend auf mich gerichtet waren.“

„Doch nicht Adora?“ unterbrach Clive den Erzähler.

„Ja, Adora, so war ihr Name, wie ich später erfuhr“, antwortete Will, „und bei diesem Namen will ich sie nun auch nennen. Ich war natürlich aufs höchste überrascht und erwiderte ihr, ich meine Mr. Clive in Madras. Darauf sagte sie, sie werde zu uns herabkommen, verschwand vom Fenster und war nach wenigen Minuten neben uns. Ich habe nie eine schönere Hindujungfrau gesehen, Kapitän, ich war wie geblendet.“

„Trotz Deiner Vorliebe für Miß Clara Badyson?“ fragte Clive leichthin.

„O Kapitän, Clara ist ein Kind und nicht eben schön, nur daß sie mir gefällt“, antwortete Will. „Es war auch nicht allein die Schönheit Adora's, die mich fesselte, sondern der Ausdruck ihres Gesichts, so ernst und traurig und dabei doch so klug und theilnehmend, man hätte ihr ewig in die wunderbaren Augen schauen können! Doch Sie kennen sie ja, und so ist es überflüssig, sie zu beschreiben, was mir auch unmöglich wäre. Sie fragte, woher ich Sie kenne, und erzählte dann, wie sie von Ihnen gerettet worden und daß sie jetzt in Gheria wohne, wohin sie ein Freund geführt, der sie vielleicht bald wieder abholen werde. Dann

fragte sie mich, ob ich nicht auch den Namen Barny genannt, und ich antwortete bejahend. Mit der Ursache unserer Gefangenschaft schien sie bekannt zu sein; sie sagte auch, daß sie bedauere, bei Angria wohnen zu müssen, aber es habe sich ihr kein anderer Zufluchtsort dargeboten und sie hoffe Gheria bald verlassen zu können. Ich faßte schnell ein mir selbst unerklärliches Zutrauen zu ihr und theilte ihr in der Eile mit, daß wir noch viel sehnsüchtiger als sie Gheria zu verlassen wünschten. Und als sie dann erwiderte, sie habe uns oft mit großer Theilnahme beobachtet und gewünscht, mit uns zu sprechen, hielt ich es für das Beste, Mistreß Badyson mit ihr allein zu lassen, und entfernte mich, in der festen Hoffnung, daß Adora uns helfen wolle und helfen könne.

Schon der nächste Tag überzeugte mich, daß ich mich nicht geirrt. Mistreß Badyson kam mir mit ganz verändertem Wesen, mit leuchtenden Augen entgegen. Sie war voll des Lobes der schönen Hindujungfrau und theilte mir mit, daß sie sich derselben entdeckt habe und nun mit Sicherheit hoffen dürfe, daß Clara's Zukunft gesichert sei, denn Adora habe ihr versprochen, Clara vor jeder eigennützigen Absicht Angria's zu schützen. Auf Mr. Barny scheine auch Adora nicht gut zu sprechen, doch habe sie es gebilligt, daß ich nach

Madras reisen und ihn auffordern solle, mit Angria in Unterhandlung zu treten. Wolle das Barny nicht thun, so werde Adora andere Mittel finden, Clara aus der Macht Angria's zu befreien. Adora hoffe, daß mich Angria reisen lassen werde, wenn sie ihm die Sache vom Standpunkt seines eigenen Vortheils darstelle. Wenn nicht, so werde sie mir zur Flucht verhelfen und auch Mistreß Badyson und Clara aus dem Gefängniß zu befreien wissen.

Damit war ein großes Hinderniß für unsere Pläne beseitigt und ich kehrte ebenso glücklich und ruhig, wie einige Tage vorher unglücklich und verzweifelt, in mein Gefängniß zurück. Schon am folgenden Tage ließ mich Angria vor sich rufen und sagte mir, daß er mir die Reise nach Madras gestatte, daß er aber die Damen nicht eher freigeben werde, als bis die sechzigtausend Silberrupien, in welchen mein Lösegeld mit inbegriffen war, vor ihm auf dem Tische lägen. Seine höhnische Miene schien anzudeuten, daß er an den Erfolg meiner Sendung nicht glaube oder sich, wenn dieselbe günstig ausfalle, nicht sonderlich darum kümmern werde. Meiner Abreise stand also nichts im Wege. Ich sagte Mistreß Badyson und ihrer Tochter Lebewohl. Adora war zugegen. Sie trug mir die herzlichsten Grüße für Sie auf, Kapitän, und sagte, daß sie innig wünsche, es

möge Ihnen stets sehr gut ergehen, Sie möchten glücklich werden. Auch fügte sie hinzu, Sie würden durch einen andern gemeinsamen Bekannten nähere Nachricht über sie erhalten oder vielleicht schon inzwischen erhalten haben."

„Sie meint wohl Issuf", sagte Clive gedankenvoll vor sich hin.

„Ich glaube, sie nannte diesen Namen", erwiderte Will. „Ich verließ Gheria und eilte nach Bombay, um mich von dort nach dem Fort St.-David zu begeben. Mein Wunsch, Mistreß Badyson zu helfen, war ebenso lebhaft wie derjenige, Sie wiederzusehen. Ich wollte auch in Bezug auf Mr. Barny Ihren Rath hören, und Sie können sich denken, mit welcher Freude es mich erfüllte, überall Ihrem Namen und dem Rufe Ihrer Thaten zu begegnen. Das Weitere wissen Sie. Ich schloß mich der Expedition an, die Ihnen Succurs bringen sollte, und wurde von den Feinden gefangen."

Clive lag noch eine Zeit lang schweigend auf seiner Binsenmatte und schien in tiefes Nachdenken versunken. Er raffte sich jedoch plötzlich auf, erhob sich und schritt durch das kleine Zelt. Will glaubte zu bemerken, daß es heftig in ihm arbeite.

„Dieser Barny ist ein Schuft!" sagte Clive dann

mit einer Geberde des Widerwillens und der Verachtung. „Er will ein junges Mädchen heirathen, eine Baronetstochter, bei der ihn nichts reizen kann als ihre Schönheit. Und um sie zu heirathen, muß er reich sein, er erhielte sie sonst nicht. Es ist ein erbärmlicher Schacher! Aber was ist zu thun? Für den Augenblick kann ich nicht fort. Radscha-Sahib hat endlich, wie ich erfahren, den Entschluß gefaßt, sich mir entgegenzustellen, und ich darf diese günstige Gelegenheit, ihn zu vernichten, nicht versäumen. Geh Du allein nach Madras, Will, und erinnere den Schurken an seine Verpflichtungen gegen Mistreß Badyson, ehe es zu spät wird. Er schreibt mir in seinem Briefe, er wolle unmittelbar nach seiner Verheirathung mit Miß Birdenhall nach England reisen."

„Ich fürchte, ich werde allein sehr wenig bei diesem Manne ausrichten", sagte Will kleinlaut.

„Da unterschätzest Du Deine Kraft!" rief Clive. „Du bist ein ganz stattlicher Kämpe, gleich gerüstet zum Angriff wie zur Vertheidigung. Nun, ich glaube, es muß sich in den nächsten Tagen entscheiden. Radscha-Sahib zieht ganz in der Nähe herum. Sobald ich ihm eine Lection gegeben, die er nicht so leicht vergessen wird, reise ich mit Dir nach Madras. Sollte aber das Zusammentreffen in den nächsten Tagen nicht

stattfinden, nun, so eilst Du allein nach der Stadt. Ich werde Dir dann einen Brief an Barny mitgeben, wie er ihn wahrscheinlich noch nie erhalten hat."

„So bleibe ich noch einige Tage bei Ihnen, Kapitän", sagte Will. „Ich möchte für mein Leben gern einem Treffen auf freiem Felde beiwohnen, einem Haupttreffen, und womöglich an Ihrer Seite kämpfen."

„Gut denn! Es bleibt dabei!" sagte Clive. „Und nun geh schlafen, mein Junge! Morgen müssen wir früh auf dem Marsche sein. Vielleicht ist es der Entscheidungstag!"

Er reichte Will die Hand. Dieser zögerte noch.

„Also das schöne Mädchen, von dem Sie damals in Rio so entzückt waren, will Barny heirathen?" fragte er dann leise. „Ist sie immer noch so schön? Ist sie schöner als Adora?"

„Sie sind beide schön, in ihrer Art", antwortete Clive. „Gute Nacht, mein Junge!"

Und er geleitete oder drängte ihn vielmehr zum Zelt hinaus.

Drittes Kapitel.

Der Verlobungsabend.

Der Marsch der kleinen Armee bot in Bezug auf das Wetter in dieser Jahreszeit keine großen Beschwerden, denn es war dieselbe herrliche und frische Winterzeit, in welcher Clive damals seine Wanderung mit Issuf von Madras nach St.-David unternommen. Wie oft mochte Clive an jene Wanderung zurückdenken, die der Beginn einer neuen, vom Erfolge gekrönten Wirksamkeit für ihn gewesen! Damals ein zerissenes Herz, ein Flüchtling, der zufrieden genug war, an einem Moslem eine Stütze zu finden, ohne jede Aussicht, ohne alle Mittel — jetzt der Führer der geachtetsten Truppenschaar Ostindiens, mit sechsundzwanzig Jahren ein Feldherr, hochgeachtet von den Directoren der Compagnie, verhältnißmäßig reich, wenigstens weit über

seine Bedürfnisse hinaus mit Geldmitteln versehen, der Abgott seiner Soldaten, der Schrecken der Franzosen — ein glücklicher Mensch in den Augen aller Welt. Nun, was lag ihm daran, ob die Leute ihn für glücklich hielten? Was kümmerten ihn die fremden Menschen? Wenn er nicht glücklich war, sollte er etwa schwach genug sein, es ihnen zu zeigen?

Die kleine Armee marschirte ganz langsam und vorsichtig. Clive hatte in aller Frühe, noch vor dem Abbruch des Lagers, erfahren, daß Radscha-Sahib in der Nähe sei. Zuerst hatte er ihn erwarten wollen. Da er sich aber sagen mußte, daß ihn Radscha-Sahib wahrscheinlich nicht angreifen, sondern irgend eine günstige Position auf dem Wege benutzen werde, um sich ihm entgegenzustellen, so brach er das Lager ab und setzte seinen Marsch fort, jeden Augenblick zum Fechten bereit. Eine kleine Schaar von Mahratten, die sich Clive angeschlossen, zog als Avantgarde voraus und zerstreute sich nach rechts und links, um irgend einen Hinterhalt zu entdecken, der möglicherweise von Radscha-Sahib gelegt worden.

Clive ritt ziemlich an der Spitze des Zugs. Er sprach heute fast gar nicht mit den Offizieren an seiner Seite; sein aufmerksamer Blick war überall; nicht fünf Minuten vergingen, ohne daß er sein Fernrohr ans

Auge setzte und eifrig in die Ferne spähte. Aber bis jetzt ließ sich auch nicht das mindeste Anzeichen einer Gefahr oder auch nur der Nähe des Feindes entdecken. Die Dörfer, durch welche die Engländer marschirten, befanden sich scheinbar in tiefster Ruhe und Sicherheit. Allerdings wollte man Truppen Radscha-Sahib's bald hier, bald dort gesehen haben, aber die Angaben widersprachen sich, die Truppen sollten auch wenig zahlreich gewesen sein.

Will marschirte bei dem Zuge, dem er zugetheilt worden, dem besten der kleinen Armee, kurz vor den sechs Feldgeschützen, die Clive wie seinen Augapfel hütete, da er den Eindruck kannte, den gut gezielte Kanonenschüsse auf die Eingeborenen machten. Er hielt deshalb stets seine besten Truppen in der Nähe der Geschütze und vertraute letztere niemals der Bedeckung der Sepoys an, obwohl auch diese in den Kämpfen der jüngsten Zeit Beweise von Tapferkeit, Ausdauer und Standhaftigkeit gegeben, wie nie zuvor im Dienste der Engländer oder Franzosen. Clive traute ihnen trotzdem noch nicht unbedingt; zur Bedeckung der Geschütze commandirte er nur englische Kerntruppen unter dem Befehl eines zuverlässigen Offiziers.

Heute commandirte Lieutenant Maskelyne die Compagnie, welche die Geschütze deckte und bei der sich auch

Will befand. Lieutenant Maskelyne war ein älterer Bruder der jungen Miß, die Clive im Fort St.-David vor den Beleidigungen Laroche's geschützt und die schon längst mit ihren Aeltern nach Madras zurückgekehrt war, wo sie Clive nicht wiedergesehen. Der Lieutenant hatte bisher in Bombay in Garnison gestanden, war aber seit einigen Monaten in das Karnatik berufen worden und hatte einige kleine Expeditionen mit großem Geschick geführt, sodaß Clive auf ihn aufmerksam geworden und ihn mit Erlaubniß der Compagnie zu sich beordert. Er war ein gescheidter, tapferer Offizier und ein heiterer, gutmüthiger junger Mann, der eine große Ergebenheit für Clive's Person an den Tag legte und, obwohl er älter war als sein Kapitän, die Verdienste desselben aufrichtig bewunderte, auch jede Anordnung des Commandeurs ohne den geringsten Widerspruch und ohne Zögern ausführte, was bei den andern Offizieren, die Clive noch als Fähnrich und Proviantcommissar gekannt hatten, nicht immer geschah. Er hatte Clive erzählt, daß seine Familie mit der größten Verehrung an ihn zurückdenke, und mit brüderlicher Begeisterung ein herrliches Bild von der Schönheit und Anmuth seiner Schwester entworfen, die inzwischen zu einer in den Augen des Bruders fast unvergleichlichen Jungfrau erblüht war.

Zu diesem Lieutenant Maskelyne war Clive geritten, um ihn auf eine ziemlich steile Anhöhe aufmerksam zu machen, über welche die Straße hinwegführte, und ihm die Ordre zu geben, dieselbe mit den Geschützen zu umgehen, als plötzlich ein einzelner Mahratte im vollsten Galopp herangesprengt kam und schon von fern „Feinde! Feinde!" rief. Clive ritt ihm entgegen und musterte mit dem Fernrohr die Gegend vor sich, erblickte auch in der That in einiger Entfernung eine Reiterschaar. Zur Linken der Straße befand sich ein Mangowald, in den man, da die Bäume ziemlich dicht standen, nicht tief hineinsehen konnte. Clive hatte ihn weiter nicht beachtet, da er annehmen mußte, daß die vorausgerittenen Mahratten ihn durchmustert hätten. Er überlegte, ob er Halt machen und die Armee in Schlachtordnung stellen oder noch einige tausend Schritt vorrücken solle, wo Hügel und Gebüsch ihm eine günstige Position boten. Zufällig richtete er dabei sein Fernrohr auf den Wald, ließ es aber sogleich überrascht sinken, denn er hatte einige französische Uniformen erkannt. Im Augenblick darauf dröhnte Kanonendonner aus dem Mangowalde und eine Anzahl Kugeln schlugen in die Reihen der Sepoys und Engländer. Die Feinde hatten ihre Geschütze, die durch Laubwerk verdeckt waren, sicher wie auf dem Schießplatz richten

können; die Kugeln trafen also überall, wo sie treffen sollten, und wohl dreißig Todte und Verwundete stürzten bei dieser ersten Salve nieder, der fast unmittelbar eine zweite folgte.

Der Angriff war so überraschend und so verderblich in seiner Wirkung, daß zwei Compagnien Sepoys, die am meisten gelitten, sich nach rechts wandten und querfeldein liefen. Vergebens suchten die Offiziere sie zurückzuhalten; ihr Beispiel riß einen großen Theil der andern Sepoys mit fort. Nur die Engländer bei den Geschützen und bei der Arrièregarde, im Ganzen nicht vierhundert Mann, hielten Stand, waren aber ungedeckt dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt. Die Lage Clive's schien bedenklich. Sollte er gegen den Wald Front machen und auf die Geschütze losgehen? Es war ja leicht möglich, daß die Hauptkraft der feindlichen Armee hinter den Geschützen stand und nicht einer von den Engländern lebend den Wald wieder verließ. Clive murmelte eine Verwünschung über die sorglosen Mahratten. Dann gab er seine Befehle. Die Hauptsache war, die Sepoys zum Stehen zu bringen und sich mit ihnen zu vereinigen. Clive ließ also die Geschütze und ihre Bedeckung bis über Kanonenschußweite zurückgehen und sich hinter einer niedrigen Hecke aufstellen. Dann sprengte er den fliehenden Compagnien

nach. Sein bleiches Gesicht, sein Zorn und Verachtung flammendes Auge erschreckten diejenigen, an denen er vorbeiritt. Zuerst schien es fast, als fliehe er selbst allen voraus. Aber als er die vordersten Flüchtlinge überholt, parirte er plötzlich sein Pferd, zog den Degen, richtete sich hoch im Sattel auf und rief, zu den Fliehenden gewendet:

„Ueber diese Stelle kommt keiner lebend! Wagt es und kommt heran!"

Die Sepoys standen. Sie senkten den Blick vor dem Flammensprühen seiner Augen. Clive sagte kein Wort weiter. Sein Blick schien sich hineinzubohren in die Herzen der Feiglinge, ihnen in die Seele zu brennen. Voller Scheu und Scham ordneten sie sich und folgten gehorsam dem Commando der Offiziere, bis sie wieder in Reih und Glied standen.

Clive, der bis jetzt regungslos auf seinem Pferde gehalten und die Schaar überschaut hatte, sprengte mitten unter sie.

„Ihr habt eine große Schande gut zu machen!" rief er mit weithin schallender Stimme. „Ihr sollt mir heute zeigen, ob ich noch mit Achtung von Euch sprechen kann!"

Dann stellte er sich an die Spitze der Sepoy-Compagnien und ließ dieselben nach links marschiren, bis

sie ungefähr in gleicher Linie mit den Engländern und den Geschützen standen. Etwa zweitausend Schritte vor ihnen lag der Mangowald, in dem es jetzt wieder ganz ruhig geworden, da die feindliche Artillerie ihr Feuer eingestellt hatte.

Clive mußte überlegen. Entweder er zog weiter auf seiner Straße, als ob nichts geschehen, und erwartete einen zweiten Angriff auf freiem Felde, oder er griff den Wald an, oder er zog sich zurück. Das Letzte hatte keinen Sinn und keinen Nutzen; es hätte nur die Truppen entmuthigt. Das Erste war gewagt, da er die Zahl der Feinde nicht kannte. Vor ihm lagen Höhenzüge, hinter denen feindliche Reiterei und Fußvolk verborgen sein konnte. Er durfte die Geschütze der Franzosen nicht im Rücken behalten. Ebenso gewagt war es, den Mangowald zu stürmen. Das Opfer war jedenfalls ein großes, der Erfolg ungewiß. Und kehrten seine Truppen geschlagen aus dem Walde zurück, so wurden sie sicher von den feindlichen Reitern, die näher und näher heranzogen, angegriffen und aufgerieben.

Er ritt zu Lieutenant Maskelyne und sprach mit diesem einige Worte. Dann sprengte er zu den Führern der Sepoys und sprach leise, aber eindringlich mit denselben. Einige Minuten darauf setzten sich die Se-

poys in Bewegung und zogen ruhig neben der Landstraße weiter, als wollten sie, unbekümmert um die Feinde zu ihrer Linken, ihren Marsch fortsetzen. Die Engländer und die Geschütze blieben noch in ihrer Stellung, aber nur, wie es schien, um den Sepoys zu folgen, sobald das Feld frei sei. Clive hatte seinen Plan entworfen. Sobald die Sepoys einen einzeln stehenden Baum, den er ihren Führern bezeichnet, erreicht hatten, sollten sie sich links wenden und auf den Wald losgehen. Zu gleicher Zeit wollte dann Clive mit den Engländern in gerader Linie vorgehen und die Geschütze in ihrer rechten Flanke angreifen. Er vermuthete, daß die Feinde, durch das Vorgehen der Sepoys getäuscht, diesen folgen und die Geschütze ohne Deckung lassen würden. Aber selbst wenn das nicht geschah, so geriethen sie zwischen zwei Feuer, sie mußten ihre Kraft theilen und im Walde wurde ihre Reiterei unbrauchbar, während die kleine Schaar Clive's durch richtige Verwendung an Bedeutung wuchs.

Clive beobachtete durch sein Fernrohr, was im Walde vorging, während seine Sepoys weiter marschirten. Hätte sich jetzt der Feind mit Uebermacht aus dem Walde heraus auf ihn und seine Geschütze gestürzt, so wäre er verloren gewesen. Aber Clive rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Feinde durch das Vorgehen

der Sepoys beunruhigt und verwirrt werden würden, und er täuschte sich nicht. Die feindlichen Reiter zogen sich zurück. Im Walde bemerkte er Truppenbewegungen, welche andeuteten, daß die Feinde den Sepoys folgten. Jetzt war der Moment da. Im Sturmschritt rückte er mit den Engländern auf den Wald zu, die sechs Geschütze, von eigens dazu dressirten Pferden gezogen, in der Mitte. Schnelligkeit und Ueberraschung mußten hier Alles thun, der Feind durfte keine Zeit behalten, zu überlegen, wohin er seine Truppen zur Vertheidigung sammeln solle. Tausend Schritt vom Walde ließ Clive die Kanonen aufs Gerathewohl in den Wald hinein feuern. Dann schwenkte er plötzlich nach links, und noch ehe die Franzosen Zeit fanden, ihre Geschütze nach dieser Seite zu richten, hatten die englischen Compagnien wieder Front gegen den Wald gemacht und drangen nun in lange Tirailleurketten aufgelöst in denselben ein. Nach zehn Minuten hatten sie die Geschütze erreicht, die nur von ungefähr zweihundert Franzosen und dreihundert Sepoys vertheidigt wurden. Das Hauptcorps der feindlichen Armee war den Sepoys gefolgt, um dieselben zu beobachten. Ehe es sich zurück, gegen den unerwarteten Angriff auf die Geschütze wenden konnte, waren dieselben umzingelt und es entbrannte ein heißer Kampf mit der blanken Waffe,

Mann gegen Mann. Die Franzosen schienen willens, die Geschütze mit ihren Leibern zu decken. Sie wußten auch, daß ihnen, wenn sie sich nur eine Viertelstunde hielten, Tausende zu Hülfe kamen.

Da Clive über hundert Mann als Bedeckung der Geschütze außerhalb des Waldes zurückgelassen hatte, so bestand seine Schaar nur aus ungefähr zweihundertundfünfzig Mann. Er kämpfte also gegen eine doppelte Uebermacht und das Handgemenge hätte sich in die Länge ziehen können. Auch mußten die Geschütze genommen sein, ehe die Truppen Radscha-Sahib's zurückkehrten. Clive feuerte seine Schaar mit einigen begeisternden Worten an und stürzte sich selbst in das dichteste Kampfgetümmel, den Degen in der Rechten, das Pistol in der Linken. Plötzlich gewahrte er zahlreiche Reiter vor sich und zwischen den Kämpfenden. Sie trugen eine eigenthümliche, ihm bis dahin unbekannte Tracht und stießen einen Kriegsruf aus, wie er ihn noch nicht vernommen. In seiner ersten Bestürzung glaubte er, es seien Feinde, und hielt den Angriff für verloren. Dann aber erkannte er zu seinem Erstaunen an dem Turban des Reiters, der ihm am nächsten war, die englischen Farben und bemerkte auch, daß die Reiter mit ihren breiten Schwertern wild auf die Franzosen einhieben. Durch den unerwarteten An-

griff dieser Reiter, die sich zwischen den dichtstehenden Mangobäumen mit einer Sicherheit bewegten wie auf freiem Felde, geriethen die Franzosen und ihre Verbündeten in jähe Verwirrung und wandten sich zur Flucht. In wenigen Minuten waren die Franzosen bei ihren Geschützen theils niedergehauen, theils entwaffnet und gefangen, und Clive konnte sich mit hundertundfünfzig Engländern den heranziehenden frischen Truppen Radscha-Sahib's entgegenwerfen, unterstützt von jenen ihm immer noch räthselhaften Reitern, die er auf ungefähr dreihundert Mann schätzte. Lieutenant Maskelyne führte inzwischen die genommenen Kanonen und die Gefangenen zu den Geschützen und deren Bedeckung, um dann sofort wieder Clive zu folgen und sich demselben anzuschließen. Man hörte jetzt auch das Feuer auf der Linie der englischen Sepoys.

Clive, der recht gut wußte, wie wichtig es sei, die Verwirrung der Feinde zu benutzen, warf Alles vor sich nieder und trieb die Feinde in die Schußlinie der Sepoys, seine Gegner immerfort flankirend und in einem weiten Bogen umgehend. Als er den gegenüberliegenden Saum des Waldes erreichte, sah er die Feinde bereits in voller Flucht. Die Sepoys hatten mit einem Ungestüm angegriffen, der ihre frühere Schmach vollkommen vergessen ließ. Zu einem Knäuel

geballt flohen die Schaaren Radscha-Sahib's in wilder Verwirrung den nördlichen Höhen zu. Mitten in sie hinein stürzten sich jene Reiter, Alles vor sich niedermähend. Hätte Clive seine Kanonen bei der Hand gehabt, so hätte er einzelne Abtheilungen der Feinde vollkommen zerschmettern können. Aber auch so war der Verlust des Feindes ein bedeutender und seine Niederlage eine vollkommene. Fünfzig Franzosen waren getödtet, sechzig gefangen, dreihundert feindliche Sepoys lagen todt im Walde und auf dem Felde, fast die gesammte Artillerie des Feindes, neun Kanonen und drei Haubitzen, war genommen. Clive selbst hatte nur vierzig Europäer und dreißig Sepoys an Todten, freilich an Verwundeten eine bedeutendere Zahl verloren, da der kurze Kampf im Walde ein sehr heftiger gewesen. Wie fast immer wurde die ganze Bagage des Feindes erbeutet und den Mahratten, Engländern und Sepoys zur Plünderung überlassen.

Sobald Clive Athem geschöpft und sein Pferd wieder bestiegen, sah er sich nach jenen Reitern um, die durch ihren Angriff im Walde gerade zur rechten Zeit den Sieg für die Engländer entschieden hatten. Aber sie waren noch immer in der Verfolgung des fliehenden Feindes begriffen, von dessen Fersen sie sich nicht trennen zu können schienen. Clive mußte also seine

Neugierde zügeln und sprach inzwischen seinen Offizieren den Dank für ihre Tapferkeit und glücklichen Manöver aus. Lieutenant Maskelyne war leicht verwundet, ebenso Will, der sich nach Maskelyne's Versicherung wie ein junger Löwe geschlagen hatte. Clive erkundigte sich sogleich bei Will selbst nach dessen Verwundung. Der junge Fähnrich zeigte lachend seinen Arm und scherzte darüber.

„Wenn Du Dich wohl genug fühltest, Will, so hätte ich Dir eine Auszeichnung zugedacht", sagte Clive. „Du solltest nach Madras reiten und die Siegesbotschaft überbringen."

„Herzlichen Dank, Kapitän!" rief Will. „Ich bin ganz munter und kann augenblicklich ein Pferd besteigen. Das Reiten habe ich hier zu Lande schon gelernt."

Clive schrieb mit Bleistift auf ein Blatt Papier: „Bei Koverpakam, 6. Januar 1752. Radscha-Sahib hat angegriffen, ist vollkommen geschlagen, flieht verfolgt nach dem Norden. Neun Kanonen, drei Haubitzen genommen, sechzig Franzosen gefangen. Ich komme in den nächsten Tagen nach Madras — bin für den Augenblick hier überflüssig, da Alles gethan. Ueberbringer, Fähnrich William Starlow, der sich aus-

gezeichnet, kann nähere Mittheilungen machen. Kapitän Clive."

„So, lieber Junge", fügte er hinzu, „nimm dies und zeige, daß Du reiten kannst! Vielleicht präsentire ich Dich der Compagnie zum Lieutenant. Warte, bis ich komme, ehe Du mit Barny sprichst. Ich bin wenige Tage nach Dir in Madras."

„Ein Hurrah für Kapitän Clive!" rief Will, seinen Hut schwenkend, und die Truppen, die in der Nähe standen, fielen jubelnd ein. Will eilte fort, sich ein Pferd zu verschaffen.

Jetzt kamen auch die Reiter, die Clive's Interesse in so hohem Grade erregt hatten, zurück. Clive hielt es für seine Pflicht, ihnen eine Strecke entgegenzureiten. Es waren stattliche, kräftige Leute auf prächtigen Pferden, unzweifelhaft Mahratten, aber von einem Stamme, den Clive noch nicht kannte, sehr gut bewaffnet mit breiten Schwertern, Flinten, Pistolen und Dolchen. An der linken Seite trugen sie kleine metallene Schilde für das Einzelngefecht. Ihnen voran ritt ein Mann in stolzer Haltung mit schwarzem Bart. Sobald Clive ihn genauer ins Auge faßte, stutzte er und rief: „Issuf!"

„Gegrüßt seist Du, Clive-Sahib!" antwortete ihm der Muselmann. „Ich habe Wort gehalten, meinst Du nicht? Ich kam gerade zur rechten Zeit. Aber

auch Du hast Dein Wort gehalten, das muß ich sagen! Du hast mehr gethan, als ich erwarten konnte!"

Die beiden Männer begrüßten sich so herzlich, als es der Ernst des Moslem und die Würde, die Clive, namentlich den Eingeborenen gegenüber, stets zu bewahren wußte, erlaubten.

„Es sind mahrattische Reiter, aus den Gebirgen im Norden, die tapfersten ihres Stammes", antwortete Issuf auf eine Frage Clive's. „Ich habe sie angeworben, und wenn Du ihnen einen Antheil an der Plünderung gönnst, so werden sie Dir überall folgen. Es fehlte wenig, so hätten sie Radscha-Sahib selbst gefangen. Aber seine Leute stellten sich und sie hatten noch einige Geschütze. Da machten wir Kehrt. Jetzt wollen wir uns einige Ruhe gönnen, denn wir sind seit Tagesanbruch unterwegs und scharf geritten. Dann spreche ich mit Dir von vergangenen und kommenden Dingen."

Clive gönnte seinen Truppen an diesem Tage die wohlverdiente Ruhe und beschäftigte sich selbst damit, eine ausführliche Relation dessen, was er in den letzten vier Wochen gethan — es war eine Reihe von Siegen und wichtigen Erfolgen — für die Direction der ostindischen Compagnie auszuarbeiten.

Gegen Abend besuchte ihn Issuf. Clive erfuhr jedoch weniger von ihm über seine und Adora's Ver-

gangenheit, als er erwartet hatte. Issuf war schweigsamer Natur und schien mehr mit der politischen Lage seines Vaterlandes beschäftigt. Doch erfuhr Clive, daß Issuf damals vom Fort St.-David aus nach Madras gereist sei, um Adora abzuholen, die ihm für seine Ankunft großen Dank gewußt, da Barny, nachdem er eine Zeit lang die Rolle des großmüthigen und uneigennützigen Beschützers mit vielem Erfolg gespielt, später mit Plänen hervorgetreten war, denen sich Adora nie gefügt hätte, ja sogar gedroht hatte, sie an Dupleix auszuliefern. Issuf hatte Adora zuerst nach einer Festung im Innern des Landes zu einem seiner Freunde geführt, sie später aber, als jener Freund gestorben, nach Gheria geleitet.

„Angria ist ein Freund von mir“, fügte er hinzu, „der mir viele Dankbarkeit schuldet. Adora ist also bei ihm sehr gut aufgehoben; sie könnte nirgendwo sicherer sein. Hast Du nie daran gedacht, Clive-Sahib, diese Adora zu heirathen?“

Der Kapitän war von dieser ganz plötzlich und ruhig an ihn gestellten Frage überrascht und fast verwirrt, sodaß er nur mit der Frage zu antworten wußte: „Wie kommst Du darauf?“

„Nun, weil Adora ein Weib ist, wie es das Morgen- und Abendland nicht schöner bietet“, erwiderte Issuf,

„und weil sie Dir mit einer Treue und Ergebenheit anhängt, wie Du sie im Abend- und Morgenlande nicht wieder finden wirst. Ich könnte nicht begreifen, was Dich abhielte, der Mann einer so schönen und klugen Frau zu werden. Ist sie auch aus Hindublut entsprossen, so ist es doch fürstliches Blut, das in seinem Ursprung so rein war wie das des Propheten und erst hier in Indien sich zum Schlechten verändert hat. Wer Adora eigentlich ist, werde ich Dir später sagen, da es jetzt noch kein Interesse für Dich haben kann. Es genüge Dir zu wissen, daß sie die rechtmäßige Tochter eines der ersten Fürsten von Indien ist, und daß Du, wenn Du als ihr Gatte kämst, den Thron ihres Vaters zu erobern, der jetzt von Unwürdigen besetzt ist, selbst auf diesen Thron steigen könntest. Ja, was würde Dich hindern, da Du noch so jung bist und Beweise Deiner Tapferkeit und kriegerischen Begabung abgelegt hast, da Dich, wie ich höre, die Inder anbeten, unterstützt von einem so schönen und klugen Weibe Dich selbstständig zu machen und später sogar auf den Thron von Delhi zu steigen und das alte Reich der großen Moguln in seinem frühern Glanze wieder aufzurichten? Wäre ich ein Jüngling wie Du, so sollte kein Thron mir zu hoch, kein Plan mir zu schwierig sein. Kämst Du als Adora's Gatte

nach dem Lande, das ihr Vater rechtmäßig beherrscht, so würde Dir Alles zufallen und Du könntest das ganze Mogulreich aus den Angeln heben und eine gewaltige Herrschaft begründen, an welcher die Franzosen und selbst Deine Landsleute vergebens rütteln würden."

„Dein Plan setzt also nicht nur eine Heirath mit Adora voraus", erwiderte Clive, „sondern auch eine Trennung von meinen Landsleuten, meinem Vaterlande, ja, wie ich vermuthe, eine Aenderung meiner Religion, einen Uebertritt zum Islam?"

„Ich bin offen zu Dir", sagte Issuf, „und deshalb antworte ich mit ja. Es stehen Dir große Schicksale auf die Stirn geschrieben, wenn Du nur Deinem Sterne folgen willst. Glaube mir, ich habe Euch Engländer genau beobachtet, und ich bin überzeugt, Du wähltest das bessere Theil, wenn Du einer der Unsern würdest. In Deinem eigenen Volke kannst Du freilich ebenfalls eine hohe und geachtete Stellung erreichen, aber Du wirst niemals einer der Ersten sein. Es gibt bei Eurem Volke ebenso gut Klassen und Kasten wie bei den Indern, und wenn Du Dich auch durch Tapferkeit und Klugheit aus der Kaste, in welcher Du geboren, emporgehoben hast, so werden die Andern doch mit Neid auf Dich blicken und Dich nicht für ebenbürtig anerkennen.

Was Deine Religion betrifft, so kann ich nicht finden, daß sie reiner und höher sei als der Glaube des Propheten und daß Du dem alleinigen Gott mißfällig werden würdest, wenn Du ihn Allah nennst, anstatt Gott. Es ist kein wahrhaft gutes Gebot in Eurem Sittengesetz, das sich nicht auch in dem unsern wiederfände, und was den Glauben betrifft, so scheint mir der unsere reiner, weniger vermischt mit Beiwerk und Bilderdienst als der Eure. Hat doch mancher Christ schon den Islam angenommen und ist in Frieden gestorben."

„Wenn ich Dir auch zugäbe, daß Du in diesen beiden Dingen Recht hättest, was ich aber nicht thue", antwortete Clive, „so müßte ich doch eine Heirath mit Adora ablehnen. Ihr denkt anders über die Ehe als wir. Bei uns ist die Ehe die Vereinigung zweier Personen, die sich ausschließlich lieben; eine glückliche Ehe kann nur gedacht werden, wenn der Gegenstand, den wir heirathen, außerhalb des Bereichs alles Nutzens und aller Berechnung liegt, wenn wir ihn um seiner selbst willen, gleichviel ob arm, ob reich, ob schön oder unschön, lieben."

„Ich weiß nicht, ob Du wirklich so denkst", sagte Issuf, „ich habe nur gesehen, daß Deine Landsleute diesem Satze sehr oft, ja gewöhnlich zuwider handeln.

Sie ziehen ihren Vortheil zu Rathe, oder wenn das nicht der Fall ist, verwechseln sie oft Sinnlichkeit mit Liebe und heirathen ein Weib, dessen sie nach wenigen Monaten überdrüssig sind. Mir scheint es, als ob Adora um ihrer selbst willen geliebt werden könnte, indessen läßt sich dem Herzen, wie ich einsehe, nicht gebieten. Wäre ich an Deiner Stelle, so würde ich die Vernunft zu Rathe ziehen und mir sagen, daß ein Mädchen wie Adora, schön, klug und mir innig ergeben, die Trägerin von bedeutenden Anrechten, wohl meine Gattin werden könne, ohne daß ich meiner Ehre etwas vergäbe. Du würdest gewiß mit ihr zufrieden sein. Es gibt keine treuern Frauen als die Hindus. Wolltest Du unter Deinen Landsleuten ein Mädchen wählen, das Adora an Abstammung, Schönheit und Bildung gleich käme, so würdest Du große Mühe haben, Deinen Zweck zu erreichen, und Deine Lebensstellung würde dadurch nicht im mindesten verbessert, ja Dein Stolz durch die Vernachlässigung Deiner Verwandten vielfach verletzt werden. Ich verlange keine schnelle Entscheidung von Dir, auch kann ich Dir ja nur einen Vorschlag machen. Aber überlege reiflich, was ich Dir gesagt. Adora würde Dich glücklich und, wenn Du ihre Anrechte vertheidigen und benutzen willst, zu einem Herrscher machen, mächtiger als der König Deines Vaterlandes!"

„Ich danke Dir, Issuf!“ antwortete Clive, nicht ohne Nachdenken in seinen ernsten Zügen. „Ich werde auch Deinen Rath in reiflichste Ueberlegung ziehen. Aber ich muß Dich schon jetzt darauf aufmerksam machen, daß ich mit meinem Volk, meiner Religion, meiner Erziehung und den Ansichten meines Vaterlandes zu sehr verwachsen bin, um mich in einer Weise, wie Du es verlangst, von ihnen losreißen zu können. Was Dein Plan Verführerisches für meinen Ehrgeiz hat, wird durch das Opfer, das ich meiner innern Ueberzeugung bringen müßte, aufgehoben. Was namentlich die Grundlage Deines ganzen Plans betrifft, die Verbindung mit Adora, so kann ich sie niemals eingehen. Zwar zweifle ich nicht daran, daß Adora einen Gatten, der sie liebt, sehr glücklich machen würde, aber diese Bedingung trifft bei mir nicht ein. Ich hege für das Hindumädchen nicht das Gefühl, das Adora von ihrem Gatten verlangen muß, und ich glaube, Du kennst sie selbst nicht genug, wenn Du wähnst, sie würde meine Gattin werden, ohne nicht zugleich meiner wahrsten Liebe und Zuneigung versichert zu sein.“

„Ich vermuthe, daß sie in dieser Hinsicht natürlicher oder, wenn Du mir den Ausdruck verzeihst, auch vernünftiger denkt als Du“, antwortete Issuf. „Sie

weiß, daß die Ehe, wenn sie nicht gerade mit Widerwillen geschlossen wird, die Gemüther vereinigt, gleiche Gesinnungen schafft und zuletzt einen Zustand der Freundschaft hervorruft, der bei weitem der Leidenschaftlichkeit der Sinne und der stürmischen Liebe, wie sie wohl bei ganz jungen Personen berechtigt ist, vorgezogen werden muß. In der Ehe scheint es mir auch die Hauptsache, daß die Frau den Mann liebt, denn der Mann wird stets durch andere Beschäftigungen von dem häuslichen Leben, welches das Glück der Ehe bildet, abgezogen sein, und es genügt, wenn er seiner Frau Achtung und Vertrauen schenkt. Wenn er nur weiß, daß seine Ehre und das Glück seiner Häuslichkeit sicher in der Obhut einer treuen Frau ruhen, so kann er seinen männlichen Plänen mit Sicherheit und stets frischer Kraft nachgehen. Ein Gatte, der stets der Liebhaber seiner Frau ist, der wenigstens stets von der Liebe zu ihr, von der Eifersucht, von der Sehnsucht, in ihrer Nähe zu sein, beherrscht wird, kann niemals etwas Großes und Bedeutendes leisten. Er wird sich nur für eine untergeordnete Stellung eignen. Und daß Adora allen Ansprüchen genügt, die ein vernünftiger Mann an eine Gattin stellen kann, das weiß ich. Sie liebt Dich von ganzer Seele, sie würde für Dich in den Tod gehen. Das scheint mir wahrlich

genug, um so mehr, da sie von einer Schönheit und einer Anmuth des Geistes ist, wie ich sie niemals an einer Frau Eures und meines Volkes gesehen habe."

„Ei, warum heirathest Du sie nicht selbst?" rief Clive, weniger um zu scherzen, als um einer ernsten Antwort auf die gewichtigen Bemerkungen Issuf's zu entgehen.

„Ich würde mich keinen Augenblick besinnen, sie in meinen Harem zu führen", antwortete Issuf voll Würde, „wenn ich nicht zu alt für sie wäre, wenn ich ihr eine Stellung bieten könnte, die ihrer Herkunft genügt, wenn sie mich liebte und wenn ich nicht gelobt hätte, für ihr Bestes zu sorgen in jeder Hinsicht. Ihr Bestes aber kann nur die Vereinigung mit einem Manne sein, den sie liebt und der einer großen Zukunft entgegengeht. Das bin nicht ich, sondern das bist Du!"

„Ich danke Dir aufrichtig", antwortete Clive, „und ich verspreche Dir, diese Angelegenheit aufs ernsteste zu überlegen. Für jetzt aber bin ich Soldat und Du mußt mir mittheilen, was Du von Mohammed-Ali weißt und wie die Verhältnisse im Innern des Landes beschaffen sind. Meinst Du nicht auch, daß die Franzosen in kurzer Zeit jeden Einfluß auf der Küste von Koromandel und namentlich im Karnatik verloren haben werden?"

Issuf schien nur ungern das frühere Thema fallen

zu lassen, ging aber sogleich auf die Fragen Clive's ein. Allerdings war auch seiner Ansicht nach das Ansehen der Franzosen überall im Sinken, und die Mahratten, derjenige Volksstamm des Dekan, der fast in allen Kriegen die Entscheidung herbeiführte, war entschlossen, sich mit Entschiedenheit auf die Seite der Engländer zu stellen. Dabei flocht er jedoch gern Fragen ein, was die Engländer thun und welche Stellung sie zu den einheimischen Fürsten nehmen würden, wenn die Franzosen aus Indien vertrieben wären. Clive antwortete, daß er darüber schon oft nachgedacht habe und stets zu dem Resultate gekommen sei, die Engländer müßten die einheimischen Fürsten bestehen lassen und sich damit begnügen, in diesen Gegenden Handel zu treiben. Das Gebiet Hindostans sei zu groß und zu bevölkert, als daß es von England aus in Ruhe und Sicherheit beherrscht werden könne. Der ganze Zweck der Compagnie müsse darauf gerichtet sein, sich in Indien eine geachtete Stellung zu verschaffen und das Privilegium eines für alle Theile einträglichen Handels zu erhalten. Auf diese Weise würden die Inder und Engländer stets in guter Freundschaft mit einander leben. Freilich fügte er hinzu, seien seine eigenen Ansichten nicht maßgebend für die Entschlüsse der Compagnie.

Issuf schien mit diesen Ansichten vollkommen einverstanden, denn sie hinderten das Erstarken und Emporblühen seines eigenen Vaterlandes nicht und boten für die Zukunft einen weiten Spielraum. Er ließ deutlich durchblicken, daß es sein Wunsch sei, irgend ein einheimischer Fürst möge mit Hülfe der Engländer eine feste Herrschaft in Indien errichten und der allgemeinen Verwirrung und dem Verfall Einhalt thun. Daß ihm selbst ein Engländer, also Clive, zu der Durchführung dieser Aufgabe geeignet scheine, hatte er schon vorher angedeutet.

Die beiden Männer gingen dann auf die Einzelnheiten der augenblicklichen Lage, namentlich auf die Bedrängniß Mohammed-Ali's ein, der in Tritschinapoli noch immer hart von Chunda-Sahib und den Franzosen belagert war, dem Clive jedoch jetzt Erleichterung zu verschaffen hoffte, da Radscha-Sahib, Chunda's Sohn, im Karnatik geschlagen und in diesem Gebiete die Macht des Feindes gebrochen war. Die Ankunft des Majors Lawrence aus England wurde erwartet. Mit diesem vereint wollte Clive den Franzosen den Garaus machen, womöglich Pondichery nehmen und zerstören und einen Nizam für das Dekan, sowie einen Nabob für Arkot und das Karnatik einsetzen, der den Engländern treu ergeben wäre.

Am folgenden Morgen brach Clive nach dem Süden auf und wandte sich zuerst nach dem Orte, wo die Franzosen den ersten Sieg über Nazir-Jing errungen hatten. Dupleix hatte dort eine Stadt erbauen lassen, die Dupleix' Fatihabad—zu Deutsch: Dupleix' Siegesstadt — genannt war und wo er eine Säule errichtet, die in vierfacher Inschrift, in französischer, malabarischer, persischer und hindostanischer Sprache den Ruhm und die Thaten des klugen Franzosen aller Welt verkündete. Clive wußte recht gut, wie groß der Einfluß dieser Schaudenkmale auf den Geist der Orientalen war. Er ließ also die Stadt und die Säule niederreißen, überzeugt, daß die Nachricht von dieser Zerstörung sich bald verbreiten und dem Rufe Dupleix' ebenso viel schaden werde wie eine verlorene Schlacht. Dann übergab er Lieutenant Maskelyne den Oberbefehl über die Engländer, ernannte Issuf zum Commandeur der Sepoys und der Mahratten und eilte selbst nach Madras, da er inzwischen einen Brief von dem Gouverneur erhalten, der ihn dringend aufforderte, nach Madras zu kommen, um neue Operationspläne zum Entsatz von Tritschinapoli mit den Directoren zu verabreden.

Es war ein prächtiger Nachmittag, als Clive, nur von wenigen Dienern begleitet, auf das Fort St.-

Georg zuritt. Schon bei den ersten Landhäusern, welche die Nordseite von Madras umgeben, war er erkannt worden und das Gerücht von seiner Ankunft flog ihm voraus. Wie reich an Erinnerungen war diese Stadt und ihre Umgebung für ihn! Dort zur Rechten lag die Pagode, in deren Nähe er zuerst mit Lieutenant Fitzroy gegen die Franzosen gekämpft; dort glänzte das Landhaus Birdenhall's; hier zur Linken hatte er Issuf seinen Mantel zugeworfen; dort drüben hatte Adora gewohnt, und dieselbe Straße war er an jenem Abend mit Issuf hinaufgewandert, um sich in St.-David eine bessere Zukunft zu suchen! Kein Wunder, daß er gedankenvoll und ernst dahinritt, bis der Ruf: „Hurrah für Capitän Clive!" immer häufiger erscholl und ihn nöthigte, die hundertfachen Begrüßungen zu erwidern. Die Wache am Thor war unter das Gewehr getreten und präsentirte, während die Trommeln rasselten; auch Will erschien bald an der Spitze zahlreicher Rekruten, die ihr unablässiges Hurrah in die schmalen Straßen der weißen Stadt hineindonnerten. So geleitet erreichte Clive die Amtswohnung des Gouverneurs, in welcher er sein Quartier aufschlagen sollte. Es war der Einzug eines Triumphators.

Der Gouverneur, Mr. Saunders, empfing Clive mit Herzlichkeit und Ehrerbietung. Die beiden Männer

begaben sich sogleich in ein Privatzimmer, in welchem sie eine mehrstündige Unterredung mit einander hatten. Im Verlauf derselben theilte Mr. Saunders Clive mit, daß in den Büchern der Compagnie noch hundertzwanzigtausend Rupien*) für ihn gut geschrieben seien, eine enorme Summe für den armen Schreiber, der vor wenigen Jahren noch nicht gewußt, womit er seinen Anzug bezahlen sollte, und der dennoch durch diese Nachricht nicht sonderlich bewegt zu werden schien. Mr. Saunders erwähnte auch, daß Major Lawrence täglich erwartet werde, und schien auf Umwegen von Clive erfahren zu wollen, ob sich der Kapitän dem Oberbefehl des ältern und berechtigtern Offiziers unterordnen wolle. Clive ließ ihn nicht im Zweifel darüber.

„Major Lawrence ist ein ausgezeichneter Offizier", sagte er, „dem ich Alles verdanke, was ich weiß. So gern ich selbstständig operire, so wird es mir dennoch das größte Vergnügen machen, unter dem Commando eines so erfahrenen Offiziers zu kämpfen."

Mr. Saunders war durch diese Erklärung sichtlich überrascht und erfreut. Es wurde festgesetzt, daß unmittelbar nach der Ankunft des Majors alle verfüg-

*) Eine Rupie beträgt ungefähr zwanzig Silbergroschen.

baren Streitkräfte der Engländer nach Tritschinapoli gesendet werden sollten, um Mohammed-Ali von seinen Bedrängern zu befreien. Die officielle Unterredung war für heute beendet.

„Erinnern Sie sich noch des Baronets Birdenhall?“ fragte Mr. Saunders, als er Clive nach den für ihn bestimmten Zimmern begleitete.

„Gewiß!“ antwortete der Kapitän. „Ist er wieder in Madras?“

„Ja; er ist von Calcutta hierher zurückgekehrt“, erwiderte der Gouverneur. „Sie werden auf Ihrem Zimmer eine Einladung für heute Abend von ihm finden. Wenn Sie dieselbe annehmen wollen, so werden Sie ganz Madras sehen, ich meine Alles, was Rang und Ansehen hat!“

„Ich hoffe, die Einladung annehmen zu können“, sagte Clive, und als der Gouverneur gegangen, befahl er seinem Diener, Niemand vorzulassen, ausgenommen den Fähnrich Starlow, den man, sobald er sich melde, zu ihm führen solle.

Das Billet Birdenhall's lag auf einem Tische. Clive öffnete es und las:

„Mr. Birdenhall, Baronet, gibt sich die Ehre, den Kapitän Clive, den Helden von Arkot und Koverpakam, auf heute Abend acht Uhr zu sich einzuladen.

Auch Miß Ellen Birdenhall wünscht nichts sehnlicher, als den tapfern Degen, dem sie so viele persönliche Verpflichtungen schuldet, wiederzusehen."

Clive hielt das Billet lange in der Hand. Was bedeutete die Erwähnung Ellen's? Tausend Gedanken, Hoffnungen vielleicht, ließen sich an diese einfachen Worte knüpfen. Erst die Meldung, daß Fähnrich Starlow sich nach dem Kapitän erkundige, unterbrach das Nachdenken Clive's.

Will war glücklich, seinen bewunderten Freund wiederzusehen. Er erzählte von dem Jubel, mit welchem die Nachricht von dem Siege bei Koverpakam in Madras aufgenommen worden, von der Achtung und der Begeisterung, die man überall dem Kapitän zolle.

„Ich habe bis jetzt keine Stunde frei gehabt", erzählte er. „Ueberall wollte man aus meinem Munde die Erzählung der Ereignisse in Arkot und der letzten Wochen hören. Zum Frühstück, zum Mittag, zum Abend hatte ich zehnfache Einladungen. Natürlich konnte ich sie nur der Reihe nach annehmen. Trotzdem ist es ein Wunder, daß ich nicht schon an einer Indigestion gestorben bin."

„Hast Du Barny gesehen oder etwas von ihm gehört?" fragte Clive.

„O ja, er steht auch auf meiner Liste als Gastgeber,

ebenso der Baronet Birdenhall", antwortete Will. „Aber sie kamen noch nicht an die Reihe. Ich speiste bei Mr. Saunders, dann bei den Offizieren, die mich zuerst eingeladen und die, wie mir scheint, auch die Nächsten zu der Sache sind. Was gehen uns die reichen Geldsäcke an!"

„Bravo, Will, ich hätte es gerade so gemacht!" sagte Clive. „Aber Barny?"

„Ja, Barny schwebt in allen Seligkeiten des Himmels, und ich glaube, es ist hohe Zeit, daß wir ihn wieder auf die Erde ziehen", antwortete Will. „Das Schiff, das ihn, den Baronet und dessen Tochter nach England führen soll, wird schon in den nächsten Tagen von Calcutta erwartet. Die Trauung soll, sagt man, in Bombay vollzogen werden, wo ein Verwandter Barny's Prediger ist. Ich wünsche Niemand etwas Böses, aber diesem Barny gönnte ich wohl eine Bekanntschaft mit den Angrianern, nur damit er dort Mistreß Badyson träfe!"

„Hat denn die Verlobung stattgefunden?" fragte Clive.

„Ich glaube, sie soll heute Abend proclamirt werden", antwortete Will. „Was sollen wir thun, Kapitän? Daß Barny Mistreß Badyson nicht heirathet, davon bin ich überzeugt. Es würde sich nur darum handeln,

das Geld, die sechzigtausend Rupien, von ihm zu erlangen. Aber sollen wir warten bis nach der Verlobung, oder sollen wir sogleich zu ihm gehen? Es hätte viel für sich, wenn wir ihm jetzt energisch zu Leibe gingen. Er würde Alles versprechen und wahrscheinlich auch thun, um uns nur los zu werden."

„Wir würden dann vielleicht die Verlobung hindern", sagte Clive überlegend.

„Das glaube ich kaum", erwiderte Will, „die Sache ist abgemacht. Oder", fügte er zögernd hinzu, „glauben Sie, daß der Baronet Mr. Barny abwiese, wenn wir ihm erzählten, wie schlecht sich der Director gegen Mistreß Badyson benommen?"

„Nein, mein guter Junge, das würde wenig helfen!" rief Clive bitter lachend. „Du kennst Mr. Birdenhall nicht; derartige Kleinigkeiten machen keinen Eindruck auf ihn. Auch dürfen wir das Geheimniß Deiner Freundin nicht Jedem verrathen. Ueberdies ist es zu spät. Es ist jetzt sieben Uhr. Mr. Barny würde uns nicht mehr vorlassen. Ich glaube, Alles, was wir thun können, wird darauf hinauslaufen, daß wir morgen früh zu Mr. Barny gehen und ihm sagen, daß er ein Schurke ist."

„Aber das Geld, um Mistreß Badyson zu befreien?" fragte Will.

„Wird er vielleicht geben, vielleicht auch nicht“, antwortete Clive. „Im Uebrigen stelle ich Dir sechzigtausend Rupien zur Verfügung. Nur keine Reden! Sie sind mir sicher bei Dir und Mistreß Badyson — es ist nur ein Darlehn. Doch muß die Sache überlegt werden. Nach Deiner Erzählung glaube ich, daß der Seeräuber die Damen nicht herausgeben wird, wenn wir ihm auch hunderttausend Rupien bringen. Ich weiß einen andern Weg zu ihm, durch meinen Freund Issuf und durch Adora. Sei unbesorgt, Will! Der schönen Miß Clara soll kein Haar gekrümmt werden!“

Ein leichtes Roth fuhr über Will's Wangen und der schmucke Jüngling, in der kleidsamen Uniform, mit den frischen Wangen und den leuchtenden blauen Augen sah wie ein Mädchen aus, als er sich verlegen nach dem Fenster wandte. Clive unterdrückte einen Seufzer.

„Sie vergessen, Kapitän, daß Miß Clara noch ein halbes Kind ist“, sagte Will leise, „und daß die ganze Rohheit eines Angria dazu gehört, mit diesem Kinde Absichten zu verbinden —“

„Aber warum solltest Du nicht ein Kind lieb haben?“ unterbrach ihn Clive. „Dabei ist nichts Arges. Du bist ja selbst noch ein Kind, lieber Junge!

Ich wünschte, ich hätte ein solches Wesen, rein, unschuldsvoll, kindlich und natürlich, an das ich hoffnungsvoll denken könnte, das mir als süßer Lohn für die Zukunft vorschwebte. Die Hoffnungen sind ja überhaupt das Beste, was wir haben! Doch zurück zu unsern Angelegenheiten! Also jetzt zu Mr. Barny zu gehen, würde nutzlos sein. Barny ist nicht der Mann, der ein Juwel wie Ellen Birdenhall aus den Fingern läßt."

„Sie nennen sie ein Juwel, Kapitän", sagte Will. „Hier spricht man im Allgemeinen nicht gut von ihr. Man findet sie zwar sehr schön, aber Jedermann tadelt sie, daß sie einen alten Mann, wie Barny, heirathet, nur weil er reich ist. Man ergeht sich in Vermuthungen, die ich nicht wiederholen mag. Die kläglichste Figur von allen spielt freilich Kapitän Oldborough, der bisher für den erklärten Liebhaber der Baronesse galt. Er ist schwach genug, noch immer um sie herum zu girren und seine unmännliche Traurigkeit Jedermann zu zeigen. Er ist deshalb auch bei allen Offizieren in Verruf. Man wirft ihm vor, daß er einem Unterrock nachgelaufen sei, anstatt an des Majors Lawrence und Ihrer Seite zu kämpfen und Ihre Mühen und Lorbeern zu theilen. Er hat sich nach Calcutta versetzen lassen, als der Baronet mit seiner Tochter dorthin

ging, und ist jetzt mit ihnen zurückgekehrt, ohne auch nur den Wunsch zu äußern, ins Feld geschickt zu werden. Man behandelt ihn sehr obenhin; man glaubt sogar, er hoffe nach der Heirath der Baronesse ihr Freund zu werden — Sie verstehen schon, Kapitän."

Will sagte dies verlegen, zögernd und voller Scham; Clive sah, daß er nur wiederholte, was er gehört, und daß er sich von solchen Verhältnissen noch kaum ein Bild zu machen wisse.

„Ja, ja, es wird so sein!" sagte Clive verächtlich. „Und er ist der Sohn eines Lords! Nun, wir werden sehen! Bist Du etwa heute Abend auch zu dem Baronet eingeladen?"

„Nein, heute nicht!" antwortete Will lächelnd. „Die Sonne ist aufgegangen und der Morgenstern erlischt. Ich bin Ihnen noch übrigens tausend Dank schuldig, Kapitän, daß ich Ihr Vorläufer, Ihr Morgenstern sein durfte. Ich hätte nicht geglaubt, daß es so viel Angenehmes mit sich bringt, der Bote einer frohen Nachricht zu sein. In den ersten Stunden nach meiner Ankunft fürchtete ich in der That, man werde mich mindestens zum Lieutenant machen und zum Ritter des Bathordens vorschlagen."

„Das kann noch kommen", sagte Clive und lächelte, obwohl seine Gedanken trübe zu sein schienen. „Aber

jetzt muß ich ein wenig Toilette machen. Auf Wiedersehn morgen früh, mein Junge! Wo hat man Dich denn einquartiert?"

„Drüben in der Kaserne, im Staatszimmer!" antwortete Will. „Adieu, Kapitän! Viel Vergnügen heute Abend, so viel wenigstens, als Ihnen diese Gesellschaft bieten kann!"

„Ja, diese Gesellschaft!" antwortete Clive bitter. „Ich danke! Adieu, Will!"

Der Fähnrich ging, nachdem er, wie immer beim Scheiden, noch einen Blick auf den Kapitän geworfen, in welchem Liebe, Stolz, Bewunderung und Herzlichkeit sich einten.

Eine gute halbe Stunde darauf war Clive auf dem Wege zu dem Landhause Birdenhall's. Ganz gegen seine frühere Gewohnheit entfaltete Clive dabei einen gewissen Pomp. Er hatte den prächtigen Palankin angenommen, den ihm Mr. Saunders angeboten. Seine bewaffneten Diener und die Ehrenwache begleiteten ihn. Diener mit Fackeln gingen vorauf. Es war ein stattlicher Aufzug, sehr verschieden von dem letzten Besuch, den der arme, schlecht gekleidete Schreiber in dem Hause des Baronets gemacht hatte.

Noch war es nicht acht Uhr. Clive schien eine bestimmte Absicht dabei zu haben, daß er die in der

Einladung angegebene Stunde nicht abwartete. Das Haus und der Vorgarten waren bereits prächtig erleuchtet. Aber noch sah Clive nirgendwo den Palankin eines Gastes. Er sandte einen Diener hinein, um sich anmelden zu lassen. Eine Minute darauf kam der Baronet durch den Vorgarten geeilt.

„Mr. Clive, Kapitän Clive!“ rief er schon von fern. „Welche Freude! Welche Ehre!“

Es schien Clive, als wolle ihm der Baronet sogar die Gnade einer Umarmung angedeihen lassen; er that jedoch, als bemerke er es nicht, und begnügte sich mit dem wiederholten Händeschütteln Birdenhall's, vor dessen Beredtsamkeit er in den ersten Minuten gar nicht zu Worte kam. Der Baronet führte ihn inzwischen nach dem Hause.

„Wer das jemals hätte ahnen können, mein theuerster junger Freund, daß Sie der Held des Tages, eine Stütze Englands werden würden!“ rief er stürmisch. „Ellen wird entzückt sein, Sie zu sehen! Es steht Ihnen heute eine kleine Ueberraschung bevor — nun, Sie werden es schon erfahren haben, wenn nicht, so wird es Sie amüsiren. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, meine Toilette ist noch nicht beendet. Treten Sie in diesen Saal!“

„Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich zu früh gekommen“, sagte Clive. „Da ich indessen voraus=

sah, daß ich während des Abends wenig von Ihnen und der Baronesse genießen würde, so nahm ich mir die Freiheit, einige Minuten früher zu kommen, um Ihnen und Miß Ellen vorher meine Aufwartung zu machen."

„Wie äußerst freundlich, wie zartfühlend!" rief Birdenhall. „Ellen wird sich aufs höchste geschmeichelt fühlen durch Ihre Aufmerksamkeit. Nun, ich habe die Genugthuung, zu wissen, daß mein Haus stets ein gastfreies für Sie gewesen ist, daß Sie mich schon vor Jahren mit Ihrer Freundschaft beehrten. Ich werde Sie Ellen melden. Treten Sie hier ein!"

Clive trat in den festlich erleuchteten Saal. Der erste und einzige Mensch, den er in demselben bemerkte, war Kapitän Oldborough, der mit tiefgebeugtem Kopfe auf einem Sessel saß. Bei dem Eintreten Clive's erhob er sich und glühendes Roth übergoß sein Gesicht.

Der Held von Arkot fand es herabwürdigend für einen Edelmann und Offizier, in diesem Augenblick seine Erniedrigung Jedermann zur Schau zu stellen und als verschmähter oder unglücklicher Liebhaber bei dem Verlobungsfeste seiner Dame zu figuriren. Er las jedoch in Oldborough's Zügen Trauer und Gram, das stimmte ihn etwas milder. Er erinnerte sich selbst seiner tiefen Niedergeschlagenheit an dem Abende, an welchem er Ellen zuletzt gesehen. So versuchte er denn, wenn es

ihm auch nicht möglich war, freundlich zu sein, wenigstens unbefangen und unwissend zu erscheinen. Er begrüßte Kapitän Oldborough höflich und gemessen.

Es war leicht zu sehen, daß der Kapitän sich tief beschämt fühlte. Er stotterte einige Worte über das Vergnügen, Mr. Clive, der sich so rühmlich ausgezeichnet, wiederzusehen, daß er bedauere, verhindert gewesen zu sein, an dem Feldzuge Theil zu nehmen, genug, er spielte eine erbärmliche Rolle und schien zu wissen, daß er sie spielte. Clive war froh, als ein Diener ihm meldete, daß Miß Birdenhall ihn zu sprechen wünsche.

Ja, froh, Oldborough zu verlassen, aber doch bleich, als er dem Diener folgte. Das Herz klopfte ihm, o, weit stärker als jemals in Arkot und bei Koverpakam oder vorher in den Laufgräben von Pondichery und unter den Mauern von Devikottah!

Eine Thür öffnete sich. Er stand vor Ellen.

Ja, das war sie, noch immer dieselbe, mit lächelndem rosigen Munde, glänzenden Augen, das frische Antlitz umwallt von den Locken, die sich golden niederringelten auf die Schultern, den Blick fragend und schelmisch auf ihn gerichtet. Es gab nur eine wie sie!

„Miß Birdenhall, ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie störe! Ich wußte, daß ich im Laufe des Abends wenig Gelegenheit haben würde, Sie zu sehen —“

„O warum denn? Führen Sie mich doch zu Tische, wenn es Ihnen angenehm ist!“ antwortete sie mit ihrem reizendsten Lächeln. „Wie gut Sie in Ihrer Uniform aussehen, Mr. — Mr. Cl—, o, ich weiß schon, Mr. Clive — es wird mir nur so schwer, Ihren Namen auszusprechen!“

Clive hatte es nicht vergessen, wie sie auch früher seinen Namen vergessen oder zu vergessen geheuchelt, und es griff ihm kalt ans Herz.

„Auf die Ehre, Sie zu Tische zu führen, dürfte heute wohl ein Anderer Anspruch machen!“ antwortete er ernst.

„O, Mr. Barny, meinen Sie?“ rief sie lachend. „Nun, er kann sich bei Zeiten daran gewöhnen, den Galanten zu spielen. Wie würde man mich beneiden, wenn ich heute neben dem gefeierten Sieger von Ar — Ar — nun, von dem Orte da, säße! Ich kann diese vertrackten Namen wirklich nicht aussprechen, mein lieber Kapitän Cl — ive!“

„Miß Birdenhall“, sagte Clive, noch immer ernst, ja beinahe finster, „ich bitte tausenmal um Verzeihung, wenn ich Sie in diesem Augenblick um die Beantwortung einer Frage bitte. Erinnern Sie sich unseres letzten Zusammentreffens, hier, in diesem Zimmer?“

„O, wirklich, denken Sie noch daran?“ rief sie, mit einem blauen Seidenband spielend, das ihr vom Nacken über die Brust fiel — es war die einzige bestimmte Farbe, die sie trug, sonst war sie ganz in Weiß gekleidet, unschuldig wie ein Engel. „Sie waren damals recht böse gegen mich, in der That. Aber ich glaubte, Sie hätten es längst vergessen.“

„Ich habe es nicht vergessen, Miß Ellen! Sie sind seitdem einige Jahre älter geworden. Vielleicht denken Sie heute anders über mich. Ich fragte Sie damals, ob ich einst wieder vor Sie hintreten dürfe, wenn ich zu Ehre, Rang und Reichthum gelangt wäre. Sie antworteten ausweichend. Heute bin ich ein angesehener Mann, der Weg zum Reichthum ist mir geöffnet, man nennt meinen Namen hier und im Vaterlande mit Achtung. Es ist noch Zeit, Ellen! Noch können Sie sich erklären, ob Sie mein Schicksal theilen wollen.“

Seine Stimme zitterte ein wenig, sonst aber war seine Haltung fest und ruhig.

„Mein Gott, Mr. Clive, was sind Sie für ein wunderlicher Mann!“ rief Ellen, durchaus nicht bestürzt oder überrascht. „Wie plötzlich Sie immer kommen, und dann verlangen Sie immer so schnell eine Antwort! Ich habe Sie ja seit Jahren nicht gesehen! Man muß sich in der That vor Ihnen fürchten. Was

würde Papa sagen, wenn er das hörte — er schwärmt für Sie! Ich glaube, er wäre im Stande, heute noch Mr. Barny den Abschied zu geben. Er hat immer auf den armen Francis — auf Kapitän Oldborough, meine ich, gescholten, daß er sich nicht so auszeichne wie Sie, daß er nicht auch durch den Degen ein reicher Mann werde; ich verstehe nichts davon, aber Francis sagte, es sei nicht seine Art, und er war viel zu galant, mich in diesem langweiligen Lande allein zu lassen. Mein Gott, Mr. Clive, Sie sind wirklich grausam, mich jetzt noch zu fragen. Wie kann ich denn? Die Verlobung darf doch nicht aufgeschoben werden — es ist ja Alles bereit, Alles erwartet sie. Sie sind wirklich ein böser Mensch."

„Ich will Sie nicht länger quälen, Miß Birdenhall", sagte Clive, sich zur Kälte zwingend. „Ich glaubte meine Frage noch einmal an Sie richten zu müssen, aber ich konnte die Antwort voraussehen. Darf ich darauf rechnen, daß Sie den Inhalt dieser Unterredung vor Jedermann geheim halten werden? Ich bitte Sie darum! Ich würde gezwungen sein, Jeden Lügen zu strafen, der mir sagte, daß ich mir an diesem Abend eine Weigerung von Ihnen geholt. Es darf nicht sein! Meine Ehre duldet es nicht!"

„Aber, Mr. Clive — Sie sehen doch ein — Mr.

Barny — es ist nicht rückgängig zu machen!" stotterte Ellen, dieses Mal ein wenig, aber auch nur ein wenig befangen.

Dann aber setzte sie plötzlich laut lachend hinzu: „Ach, ich verstehe, Sie wollen sich einen Scherz mit mir machen, mich auf die Probe stellen. Sie halten uns Frauen für unbeständig. Nein, das bin ich nicht. Wenn ich einmal ja gesagt, so halte ich mein Wort, wenn es mir auch schwer geworden ist —"

Sie schien willens, noch weiter zu schwatzen. Clive unterbrach sie durch die Verbeugung, mit der er von ihr Abschied nahm, und durch die Worte: „Auf Wiedersehen im Salon, Baronesse!"

Langsam ging er nach dem Saal zurück. Er blieb sogar eine Minute in dem Corridor stehen. Hatte er etwas Anderes erwartet? Möglich, doch jetzt war es ihm, als hätte es nicht anders kommen können. Dasselbe leichtsinnige, kokette Geschöpf wie immer! Vielleicht war es gut, daß sie sich ihm in diesem entscheidenden Moment in ihrer ganzen Oberflächlichkeit gezeigt. Zwar weh that es ihm, das fühlte er, aber er war geheilt; er hoffte es wenigstens. Er wäre nie glücklich gewesen, denn sie liebte ihn nicht, sie empfand nicht die mindeste Regung für ihn. Ja, er mußte ihr sogar zuwider sein, sonst würde sie, eitel und kokett, wie sie

war, seine Bewerbung nicht mit solcher Leichtigkeit behandelt haben. Clive wußte, daß er eine Partie sei, die man nicht so ohne weiteres von der Hand wies. Hätte Ellen Birdenhall nur die geringste Sympathie für ihn empfunden, so würde sie sich anders gezeigt, seinen Vorschlag in Ueberlegung gezogen, die Chancen berechnet haben. Sie hatte es nicht gethan — er war ihr zuwider, selbst mit Rang, Ansehen und Reichthum.

Clive dachte an den Kapitän Oldborough, den er im Saale wiedersehen sollte. War nicht ihr Schicksal ein gleiches? War es nicht auch für Clive erniedrigend, der Verlobung einer Dame beizuwohnen, die ihn abgewiesen? Nein, die Sache lag doch anders. Oldborough war in Jedermanns Augen der begünstigte Liebhaber Ellen's, er hätte ein Weib verachten müssen, das ihm Liebe zeigte und doch den reichern alten Mann heirathete. Von Clive's Neigung wußte Niemand etwas; er hatte auch keine Schwäche verrathen, wenigstens nicht vor der Welt. Er konnte also der Komödie, die heute Abend aufgeführt werden sollte, beiwohnen, ohne seiner Ehre und Würde etwas zu vergeben. Ja, er mußte bleiben, um Jedem, der etwas argwöhnte, selbst Ellen ein kaltes, gleichgültiges Gesicht zu zeigen.

Bereits waren Gäste gekommen, und Clive sah sich im Augenblick von ihnen umringt, als er in den Saal

trat. Er war noch zu jung, um gleichgültig gegen die Ehrenbezeigungen zu sein, mit denen man ihn überhäufte; aber heute ließen sie ihn kalt, sie schmerzten ihn sogar, denn sie berührten die alte, wieder aufgebrochene Wunde. Der Ruhm, den er erkämpft, die Lorbeeren, die ihm der Sieg verliehen, sie waren nichts in den Augen derjenigen, an die er so oft gedacht, wenn die Kugeln ihn umflogen. Tod oder Ellen! hatte es oft in ihm gerufen, wenn er sich, allen seinen Leuten voran, dem Feinde entgegenwarf. Die Hoffnung seines Herzens war stärker gewesen, als sein Verstand gewußt. Nun, jetzt war sie gründlich todt getreten, und es blieb ihm nichts als das bittere Lachen über seine Thorheit, als die Erkenntniß, daß er seine besten Empfindungen an einen Puppenkopf verschwendet!

„Mein theuerster junger Freund! Mein verehrungswürdigster Kapitän!“ Diese Worte, von einer bekannten Stimme gesprochen, weckten Clive, als er sich einen Moment seinen Gedanken überließ. Mr. Barny stand vor ihm, als Bräutigam gekleidet, gepudert und frisirt, mit frischem, rundem Gesicht, vor Vergnügen strahlenden Augen; wahrhaftig, dieser Barny war noch jünger als der blasse junge Kapitän, der vor ihm stand, er liebte das Leben und das Leben liebte ihn — Clive fühlte es selbst; er fand es kaum noch

so seltsam, daß Ellen ihm den den alten Barny vorziehe! Barny hatte sich der Hand Clive's bemächtigt und drückte und schüttelte sie, als habe er den theuersten Freund seiner Seele wiedergefunden.

„Wie stolz bin ich darauf, daß mein Blick mich nicht getäuscht hat!" rief er, laut genug, daß Jeder im Saal es hören konnte. „Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Sie und ein Schreiber — Thorheit! Ein geborener Soldat waren Sie! Wenn ich glauben könnte, daß meine Worte mit dazu beigetragen, Sie auf Ihre jetzige Laufbahn zu lenken, so würde ich behaupten, meinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen zu haben. Sie sind der Engel, der Retter der Compagnie, Kapitän! Unter uns gesagt" — das fügte er leiser hinzu — „Sie benutzen es zu wenig, Sir! Sie können der Compagnie Gesetze vorschreiben, Sie müßten sich ganz andere Summen ausbedingen! Die Compagnie hat durch Sie Unermeßliches gerettet und erworben — warum benutzen Sie Ihre Stellung nicht? Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist."

„Die Compagnie ist großmüthiger gegen mich, als ich erwarten konnte", erwiderte Clive.

„Ah bah — Lappalien! Wenn man sein Leben in die Schanze schlägt, wie Sie es täglich gethan, so

muß man auch einen hohen Preis dafür verlangen. Wir sprechen noch darüber."

„Ich wollte Sie ohnehin fragen, Mr. Barny, wann ich Ihnen morgen früh meine Aufwartung machen kann", sagte Clive. „Ich habe einige Fragen an Sie zu richten."

„Kommen Sie, wann Sie wollen — stets willkommen!" rief Barny. „Von neun Uhr ab treffen Sie mich sicher. Wird mir eine große Freude sein. Geschäftliche Angelegenheiten?"

„Ja wohl, Mr. Barny! Doch ich habe ganz vergessen — meine Gratulation!"

„Danke, danke!" erwiderte Barny lachend. „Sehen Sie — wer hat Recht gehabt? Sagte ich Ihnen nicht voraus, daß mich Miß Ellen heirathen würde, wenn ich nur wollte? Und es ist so gekommen. Der Baronet hat nicht das Glück gemacht, das er erwartete, Kapitän Oldborough ist auch kein Krösus geworden, und Miß Ellen denkt viel zu vernünftig, um noch länger zu warten und alt' und grau zu werden. Sie ist nun auch vierundzwanzig Jahre alt, gerade das rechte Alter, um einen Mann, wie ich bin, zu heirathen. Ich werde in England Staat mit ihr machen — nun, ich kann es ja, ich bin in leidlichen Verhältnissen!"

„Warte nur", dachte Clive, dem lächelnden Alten

ins Gesicht schauend und eine Anwandlung von Zorn unterdrückend, „warte nur, morgen früh sollst Du Dich dieser Worte erinnern!“ Laut sagte er nur: „Und wenn ich als Ihr Rival aufgetreten wäre, Mr. Barny?“

Der Director sah Clive mit zusammengekniffenen Augen an, nickte mehrmals mit dem Kopfe und sagte leise, die Hand auf Clive's Arm legend: „Das war es, was ich fürchtete! Ich gestehe es ganz offen, Kapitän! Sie waren der Einzige, der mir gefährlich werden konnte. Ein junger Soldat, der Held des Tages, auf dem Wege zum Reichthum — welches junge Mädchen kann dem widerstehen! Deshalb brachte ich meine Angelegenheiten in Richtigkeit, noch ehe Sie zurückkamen. Ein guter Kaufmann zieht Conjuncturen in Rechnung. Nun, Ihnen wird jetzt an Ellen Birdenhall nichts mehr gelegen sein — die ganze Welt steht Ihnen offen. Wenn Sie nach England zurückkommen, können Sie die Tochter eines Lords, eines Herzogs heirathen.“

„Also Sie empfehlen mir nicht mehr Adora?“ fragte Clive mit einem schwachen Lächeln.

„Ach Adora! Erinnern Sie sich ihrer noch?“ sagte Barny. „Ein schönes Mädchen — auf Wort! Sie hätten Ihr Glück versuchen sollen. Aber Sie sind ein seltsamer Mensch — alle Helden, alle Genies sind so,

verachten das, was die Erde ihnen bietet. Wir andern Sterblichen sind zufrieden mit den Brosamen, die der Zufall uns hinwirft."

Eine leichte Bewegung im Saal unterbrach das Gespräch der Beiden. Barny lauschte.

„Ah — ein Schiff auf der Rhede!" sagte er. „Man hat die Schüsse gehört. Vielleicht das Fahrzeug aus Calcutta, mit dem ich reisen will. Vielleicht ein Schiff aus England, das uns den Major Lawrence bringt. Ich bin neugierig, wie sich der Major zu Ihnen stellen wird."

„Wahrscheinlich sehr einfach!" antwortete Clive. „Er ist mein Vorgesetzter, ich bin sein Untergebener — eine solche Stellung ist sehr klar und bestimmt. Doch da wir einmal von Adora sprachen — wissen Sie nicht, was aus ihr geworden ist?"

„In der That, nein. Sie verschwand so geheimnißvoll, wie sie gekommen. Ein seltsames, abenteuerliches Geschöpf — etwas undankbar, denn ich hatte mich ihrer ganz uneigennützig angenommen und sie dankte mir nicht einmal. Aber so sind die Frauen. Sie hätten die Vorliebe, die sie für Sie zeigte, Kapitän, benutzen sollen. Aber Sie sind zu — nun, wie soll ich sagen — zu ideal, zu romantisch, zu schwärmerisch. Auch für Sie wird die Zeit kommen, in der Sie die Geschenke

der Erde nicht über Ihren hohen Träumen vergessen werden. Wenn es dann nur nicht zu spät ist!"

Das Gespräch wurde hier durch eine ganze Schaar von Herren und Damen gestört, die sich schon längst um die Beiden gruppirt und Clive angestaunt hatten. Sie wollten jetzt dem Kapitän vorgestellt sein.

Clive kam nicht mehr zur Ruhe. Erst hier, in diesem Saale, begriff er, was es heißt, ein populärer Mann, der Held des Tages zu sein. Namentlich die Damen drängten sich an ihn und starrten ihn an wie ein Wunderthier. Eine Zeit lang belustigte ihn das, bald aber ward es ihm peinlich. Jeder betrachtete ihn gewissermaßen als sein Eigenthum, das ihm Rede und Antwort geben müsse. Jeder verlangte womöglich eine specielle Relation über Arkot und Koverpakam. Einzelne wunderten sich sogar, daß Radscha-Sahib, Chunda-Sahib und Andere nicht schon längst gefangen und nach Madras transportirt seien. Wenn man nach der Aufhebung der Belagerung von Arkot dies und das gethan hätte, so würde schon längst keine Spur von eingeborenen Feinden und Franzosen mehr in Indien vorhanden sein. Clive riß sich von diesen Lästigen los und ging zu einigen seiner Offiziere, die ihrer Wunden wegen nach Madras zurückgekehrt waren, zu Revel und Glaß. Mit ihnen zog er sich in eine Fen-

sternische zurück und besprach die Operationen, die sogleich nach der Ankunft des Majors Lawrence im Süden und Südwesten, bei Tritschinapoli, beginnen sollten.

Mr. Saunders kam heran und fragte Clive, wen er zu Tische führen werde. Als Clive gestand, daß er noch keine Dame gewählt und überhaupt in den Damenkreisen etwas fremd sei, deutete der Gouverneur an, daß seine Gemahlin es sich zur Ehre schätzen werde, die Nachbarin des Kapitäns zu sein, und Clive ging sogleich zu ihr, um sie mit der gemessenen Höflichkeit, die ihn Damen gegenüber nie verließ, zu bitten, seinen Arm anzunehmen. Das Zeichen, zu Tische zu gehen, wurde gegeben. Die Gesellschaft bewegte sich dem Speisesaal zu.

Im Gespräch mit der verständigen und liebenswürdigen Frau des Gouverneurs fand Clive Gelegenheit, sich vollkommen von den Strapazen der frühern Vorstellungen und Gespräche zu erholen. Er ließ auch zuweilen seine Blicke über die Tafel schweifen und erkannte manche Personen, Herren und Damen, die er früher in Madras oder im Fort St.-David gesehen. Kapitän Oldborough saß am Ende der Tafel, neben ihm eine junge blondgelockte Dame, die Clive nicht genau sehen konnte, deren Wesen ihm aber bekannt erschien.

Ellen Birdenhall, an der Seite des glücklichen Directors, saß ihm gegenüber. Sie sah ihn oft an, lachte und scherzte, zog ihn auch ins Gespräch. Clive empfand eine Art Grauen bei dem Gedanken, wie leer dieses Herz sein müsse.

Alle Welt erwartete die Proclamation der Verlobung. Als sich deshalb Mr. Birdenhall erhob, um zu sprechen, ertönte ein allgemeines Ah! Doch wurde die Erwartung dieses Mal noch nicht befriedigt. Mr. Birdenhall erhob sich nur, um einen Toast auszubringen auf das englische Heer, das durch einen seiner tapfersten und heldenmüthigsten Vertreter, durch den Kapitän Clive, den Helden von Arkot, in dieser Gesellschaft vertreten sei.

Der Toast wurde mit Begeisterung aufgenommen. Clive erhob sich unmittelbar darauf und sagte nur: „Ich danke im Namen der Armee! Sie verdient die Lobsprüche, die ihr gezollt werden. Mir gebührt wenig Verdienst. Ich hätte ohne solche Truppen nichts ausrichten können!"

Da die Engländer Liebhaber von längern Toasten und pomphaften Reden sind, so war die Gesellschaft von der kurzen Antwort Clive's nicht sonderlich erbaut, die Offiziere natürlich ausgenommen, die sich sämmtlich erhoben, ihm ihre Gläser entgegenhielten und ein donnerndes

„Hurrah für Kapitän Clive!“ ausbrachten. Bereits stand jedoch auch Mr. Birdenhall wieder in rednerischer Positur und begann unter dem tiefsten Schweigen der Versammlung:

„Meine hochverehrten Herrschaften! Nachdem ich einem Gefühle Ausdruck gegeben, das uns alle beseelte, nachdem ich unserer glorreichen Armee und ihres heldenmüthigen Vertreters gedacht und derselbe mir in echt soldatischer Weise mit lakonischer Kürze geantwortet, sehe ich mich in die angenehme Nothwendigkeit versetzt, Ihnen mitzutheilen, daß diese ehrenwerthe und ausgezeichnete Versammlung von mir zu einem ganz bestimmten Zweck um ihr Erscheinen gebeten worden ist. Ich benutze diese Gelegenheit, um allen denen, die so zahlreich erschienen sind, meinen ergebensten Dank auszusprechen. Wer von Ihnen, meine Hochverehrten, ein väterliches Herz in seiner Brust trägt, der weiß, welche Sorge und Unruhe uns das Wohl unserer theuern Kinder bereitet, mit welcher ängstlichen Sorgfalt wir jeden ihrer Schritte von der Wiege an beobachten. Bereiten uns schon die Knaben manche unruhige Stunde, so bekümmert uns das Schicksal unserer Töchter nicht weniger, um so mehr, wenn es eine einzige Tochter ist, wie meine theure Ellen. Wir wissen ja alle, daß es die Bestimmung des Weibes ist, die

Aeltern zu verlassen und an der Seite eines geliebten und geachteten Mannes die Leiden und Freuden des Lebens am eigenen Herde zu erfahren. Aber wir sehen dennoch mit Bangen dem Augenblick entgegen, in welchem unser unerfahrenes Kind das älterliche Haus verlassen will. Wir kennen ja aus Erfahrung die Stürme, die Enttäuschungen, die Gefahren des Lebens! Welche Beruhigung ist es also für uns, wenn wir uns sagen können, daß wir das Glück unserer Tochter einem erfahrenen Manne anvertrauen, einem Manne, den wir jahrelang als einen ausgezeichneten Bürger und Menschen kennen, der uns, nach dem allgemeinen Urtheil, die Garantie gibt, daß Alles, was wir ihm anvertrauen könnten — also auch das Glück unserer Tochter — in seinen Händen gut, ja vortrefflich aufgehoben sein wird! Einen solchen Mann, in den ich felsenfestes Vertrauen setze, bin ich so glücklich gewesen, um meine Tochter werben zu sehen, und meine Tochter hat mir die hohe Freude bereitet, mir zu erklären, daß sie diesen Mann liebe und ihm ihre Hand zu reichen entschlossen sei. Ich kann wohl sagen, daß die Aufgabe meines Lebens damit erfüllt ist und daß ich meine Jahre nun in Ruhe und Zufriedenheit beschließen kann. Meine Tochter an der Seite eines geliebten, achtbaren Mannes von sicherer Existenz glücklich zu sehen, das

war der heißeste Wunsch meines Herzens. Er ist jetzt erfüllt. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich in eine Verbindung gewilligt, die beide Theile so sehnlich gewünscht haben und die nach menschlichem Ermessen alle Garantien des Glücks in sich trägt. Mr. —"

Der Name Barny erstarb auf den Lippen des Baronets. Ein Diener hatte ihm einige Worte zugeflüstert.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften!" rief er. „Ich erhalte die Nachricht, daß unser allverehrter Freund, der Major Lawrence, so eben von Europa gekommen ist und mich mit seinem Besuche beehrt. Etwas Angenehmeres kann mir nicht widerfahren, als an diesem Abende den gefeierten Krieger unter meinem Dache zu sehen! Eilen wir, ihn zu begrüßen und ihn zum Zeugen des heutigen festlichen Ereignisses zu machen!"

Die Gesellschaft, welche die Rede Birdenhall's mit sichtlicher Ungeduld angehört — die Männer machten zum Theil sehr spöttische Mienen, nur einige alte Frauen weinten, wie immer, Mr. Barny sah sehr unbefangen vor sich hin und Ellen lächelte harmlos und unschuldig — die Gesellschaft nahm diese Ankündigung mit freudiger Bewegung auf und begrüßte den eintretenden Major mit lautem Jubel. Alles erhob sich.

Der Major, ein schlichter ältlicher Mann, schritt zuerst auf Mr. Birdenhall zu, begrüßte ihn und entschuldigte sein Kommen mit dem Wunsche, alle seine Freunde an einem Ort versammelt zu sehen, begrüßte Mr. Saunders und schien dann irgend Jemand mit seinen Blicken zu suchen, bis er Clive, der neben seiner Tischnachbarin stand, erkannte. Sogleich schritt er hastig auf ihn zu und schloß den jungen Offizier in die Arme, ihm dabei einige Worte zuflüsternd, die hohes Lob und reiche Anerkennung enthalten mußten, denn sie gossen glühendes Roth über Clive's Wangen.

Die andern Offiziere hatten sich herzugedrängt; unter ihnen befand sich auch Kapitän Oldborough, der seinem Vorgesetzten wie die andern die Honneurs machen wollte. Major Lawrence gab jedem Einzelnen die Hand. Als er zu Oldborough kam, sagte er etwas verwundert: „Wie, Mylord, Sie sind noch hier? Wollen Sie uns die Ehre erweisen, noch weiter unter unsern Fahnen zu kämpfen?“

Oldborough erbleichte und legte die Hand vor die Stirn. Mr. Barny, der mit Ellen am Arm in der Nähe stand, aber die Anrede des Majors nicht verstanden haben konnte, trat einige Schritte näher. Die Umstehenden flüsterten verwundert.

„Was ist denn vorgefallen, Major Lawrence?“ fragte Lieutnant Revel. „Wir wissen hier nichts, was Ihre Worte erklären könnte.“

„Wie? Kapitän Oldborough sollte noch nicht erfahren haben, daß sein Bruder, der Lord, an einer Herzkrankheit plötzlich gestorben ist?“ fragte der Major verwundert und ungläubig.

„Kein Wort!“ rief man von allen Seiten.

Oldborough stand noch immer leichenblaß. Aber zuerst flüsternd, dann lauter ging es durch den ganzen Saal: „Oldborough's Bruder ist gestorben. Er ist nun Lord Wilmingfort! Was werden der Baronet und seine Tochter dazu sagen?“

Was Ellen dazu sagte oder wenigstens that, sah man bereits. Sie hatte Barny's Arm verlassen. Sichtbar erregt — Clive beobachtete sie genau und hatte sie nie so bewegt gesehen — trat sie auf Oldborough zu und rief: „Mylord, Sie bedürfen der Ruhe, der Erholung. Francis, hören Sie nicht? Kommen Sie in Papas Zimmer!“

Oldborough war einer Ohnmacht nahe. Zwei widerstrebende Empfindungen mußten auf ihn einstürmen, der Schmerz um den Verlust des Bruders und die Freude über die plötzliche Veränderung, welche sein Geschick jetzt genommen hatte, und aller Wahr-

scheinlichkeit nach war die letztere Empfindung die stärkere. Das grausame Gesetz des englischen Adels, das dem Erstgeborenen alle Vortheile des Zufalls der Erstgeburt zugewendet und die zweiten und dritten Söhne einem mehr oder weniger glänzenden Elend überweist, will es einmal so. Selten wird ein Bruder den Tod dessen beweinen, der zwischen ihm und allen Annehmlichkeiten des Glücks, allem verführerischen Glanz einer einflußreichen Stellung stand.

Auch Mr. Birdenhall kam herbeistürzt.

„Mylord, welche Nachricht! Kommen Sie, Sie bedürfen der Einsamkeit!" rief er, denn er hatte schnell in den Augen der Tochter gelesen. „Meine Herrschaften, verzeihen Sie! Nur wenige Minuten! Lord Wilmingfort ist ein so alter Freund unseres Hauses!"

Er nahm den Arm des Kapitäns unter den seinigen und zog den Schwankenden mit sich fort. Miß Ellen folgte, ohne sich nur nach Mr. Barny umzusehen, der nicht zu wissen schien, welche Miene er zu dem Allem machen solle. Seine Züge waren hart und streng geworden, hatten ihre gewöhnliche freundliche Lebendigkeit verloren. Clive sah jetzt, daß er ein alter, sehr alter Mann sei. Ohne Zweifel wußte Mr. Barny so gut und besser wie jeder Andere, daß seine Episode mit Miß Ellen Birdenhall ausgespielt habe. Auch

Clive wußte es. Hatte er der Baronesse geringere Aussichten zu bieten gehabt als der jetzige Lord Wilmingfort? Wohl kaum, denn die Wilmingforts standen nicht im Ruf großen Reichthums. Aber Ellen liebte den Lord — auf ihre kindische Weise! — und sie jubelte dem Schicksal zu, das ihr noch im letzten Augenblick die Möglichkeit einer Verbindung mit ihm eröffnete.

Es hatten sich viele Gruppen im Saale gebildet. Man flüsterte angelegentlich. Darin, daß Niemand Mr. Barny zu nahen wagte, lag die allgemeine Ansicht ausgesprochen. Niemand schien Mitleid oder Theilnahme mit dem Bräutigam zu zeigen, den die kurze Anrede des Majors Lawrence an Oldborough aus allen seinen Himmeln herabgestürzt hatte. Der Major ließ sich von Clive erklären, was denn eigentlich vorgehe. Als er erfahren, daß es sich um eine Verlobung gehandelt habe, die nun wahrscheinlich nicht zu Stande komme, sagte er achselzuckend:

„Bah, um eines solchen Mädchens willen sich grämen! Ich würde sie nicht nehmen, und wenn sie tausendmal schöner wäre! — Ah, da ist ja meine allerliebste Freundin, Miß Maskelyne, die ich schon so lange gesucht habe! Guten Abend, mein liebes Fräulein! Tausend Grüße von Ihren Verwandten in England! Ei, wie hübsch Sie geworden sind und wie gesund Sie

aussehen! Aber kennen Sie sich denn nicht vom Fort St.-David her?" fragte er, die Augen von Clive auf die junge Dame und von dieser auf Clive wendend. „O gewiß! Und hier sehe ich zwei meiner Lieblinge nebeneinander! Wie geht es denn der Mutter?"

Von Purpur übergossen stand das junge Mädchen vor dem Major, der ihr herzlich die Hand drückte und küßte. Das war die Dame gewesen, die Clive bei Tische aus der Ferne gesehen und die er nicht genau zu erkennen vermochte. Wirklich ein schönes Mädchen, Ellen etwas ähnlich, aber nur in der Form, nicht im Ausdruck des Gesichts, denn dieser war sanft, schüchtern, kindlich und treuherzig. Auch voller, ruhiger waren ihre Formen; Ellen war eigentlich für eine vollendete Schönheit etwas zu schlank, zu gebrechlich, zu unruhig und quecksilberartig.

Clive verneigte sich artig gegen Miß Maskelyne und brachte ihr Grüße von dem Bruder. Auch die Mutter war inzwischen zu der Gruppe getreten. Major Lawrence schien ein alter Bekannter der Familie zu sein. Mistreß Maskelyne sagte Clive, daß sie es gar nicht gewagt, sich vorher ihm zu nahen, er sei so umdrängt gewesen und sei so berühmt geworden; man sah leicht, daß die beiden Damen eine gewisse Schüchternheit vor dem eigenthümlichen Wesen Clive's

empfanden, daß sie ihn aber achteten und ihm nicht lästig fallen wollten.

„Ja, berühmt! Nicht wahr?“ rief Major Lawrence. „Ich bin stolz auf ihn, er ist ja mein Schüler! Jetzt wird er mein Meister sein. Aber das schadet nichts, im Kriege ist das nicht anders, und die Jugend behält ihr Recht!“

Das Wiedererscheinen Mr. Birdenhall's unterbrach diese Gespräche und ebenso die Unterhaltung der andern Gruppen. Alle Blicke waren auf den Baronet und Mr. Barny gerichtet.

„Bitte vielmals um Entschuldigung, meine Herrschaften!“ sagte Birdenhall zu der Gesellschaft. „Mr. Barny, verzeihen Sie mir; eine so unerwartete Störung rechtfertigt mich zum Theil. Mylord ist ein so alter Freund unseres Hauses und meiner Tochter! Er ist ganz außer sich, sein Zustand scheint bedenklich — Ellen will ihn nicht verlassen — Sie kennen ja Ihre leicht erregbare Natur. Würden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn wir die Feierlichkeit auf einen andern Tag verlegten? Ich glaube, Ellen ist heute nicht im Stande —“

„Aber bedarf es dazu der Worte, Baronet?“ unterbrach ihn Barny mit großer Fassung. „Sagen Sie Miß Ellen, ich ließe sie bitten, sich nicht in ihrem

mildthätigen Werke stören zu lassen. Sie hat eine Samariterseele, ich weiß es; sie kann Niemand leiden sehen. Bitte, lassen Sie ihr sagen, daß ich für heute Abend gern auf ihre Gesellschaft verzichte!"

„Ich danke Ihnen, Mr. Barny! Sie sind die Liebenswürdigkeit selbst. Und nun, meine Herrschaften, zu Tische, wenn ich bitten darf! Wir sind ja erst beim vierten Gange! Major Lawrence, Sie werden die Güte haben, mein Nachbar zu sein; Sie sitzen zwischen mir und Mr. Barny —"

Der Director flüsterte dem Baronet einige Worte ins Ohr. Birdenhall schien überrascht und verlegen und antwortete leise und stotternd. Dann verschwand Mr. Barny inmitten der Gesellschaft, die sich wieder an den Tischen rangirte. Major Lawrence aber erschien mit Miß Maskelyne, der frühern Nachbarin Oldborough's, am Arm und nahm mit ihr auf den Sitzen Platz, die Barny und Miß Ellen vorher inne gehabt, Clive gegenüber.

Nach wenigen Minuten war Alles wieder so gesprächig und heiter, als sei nichts vorgefallen. Der Baronet flüsterte seinen Nachbarn zu, Mr. Barny sei zu Miß Ellen und dem Lord gegangen. Die Mittheilnng verbreitete sich auch schnell durch den Saal, aber Jeder wußte, was er davon zu halten habe und daß der

Director nach Hause zurückgekehrt sei. Vielleicht war in dem ganzen Saale kein Einziger, der ihn bedauerte.

Clive blieb anfangs sehr schweigsam. Die seltsame Unterbrechung beschäftigte ihn noch immer. Er konnte einen so schnellen Wechsel in dem Gemüth eines Weibes nicht fassen. Dennoch entschuldigte er Ellen mit ihrer Liebe zu dem Kapitän Oldborough. Aber war denn diese Liebe so stark gewesen? Und wie konnte der Kapitän noch ein Mädchen lieben, das ihn verschmäht hatte, als er nur Francis Oldborough war, und sich ihm jetzt in die Arme warf, nun er Lord Wilmingfort geworden! Was war das für eine Gesellschaft, in der mit den heiligsten Gefühlen und Bündnissen auf eine solche Weise Scherz getrieben wurde? Der Baronet, der eine große Rede zum Preise Mr. Barny's hielt und ihn nun so ruhig verabschiedete, als wäre gar nichts vorgefallen — wahrlich, Clive mußte sich Zwang anthun, um nicht aufzustehen und diese Tafel zu verlassen! Indessen es blieben ja alle Andern! Sollte er scrupulöser sein als die ganze Gesellschaft? Aber es überkam ihn doch wie Ekel, und er sehnte sich hinaus nach dem freien Felde, nach den Quartieren unter dem blauen Himmel und dem Kanonendonner.

Begierig ergriff er deshalb die Gelegenheit, als

Major Lawrence ihn nach einigen Einzelnheiten der letzten Ereignisse fragte, um ein Gespräch über die kriegerischen Vorfälle der vergangenen Wochen mit demselben anzuknüpfen. Mistreß Saunders und Miß Maskelyne erklärten einstimmig, daß sie nichts Angenehmeres hören könnten, und so ließen denn die beiden Offiziere ihrer militärischen Unterhaltung freien Lauf. Clive erzählte von dem Gefecht bei Koverpakam, von dem der Major noch gar nichts wußte. Er gerieth in Feuer dabei, seine Augen leuchteten, seine bleichen Wangen rötheten sich. Er bemerkte nicht einmal, mit welcher Theilnahme Miß Maskelyne seiner Erzählung lauschte und wie ihre Blicke an seine Lippen gebannt waren. Der Major unterbrach Clive mit kurzen Lobsprüchen. Auch auf Arkot kam das Gespräch. Clive erzählte interessante Einzelnheiten aus dieser denkwürdigen Vertheidigung.

„Ich werde stolz darauf sein, an Ihrer Seite den letzten Zug gegen die Franzosen zu unternehmen!" rief der Major. „Ich sehe wohl, der Stern Alt-Englands ist wieder im Aufsteigen. Ich will mir die Lorbeeren, die mich in den letzten Jahren flohen, an Ihrer Seite wiederholen. — Wie sind Sie mit Lieutenant Maskelyne zufrieden, Kapitän?"

Clive erzählte Vieles zum Lobe des jungen Offiziers

und bemerkte, wie ein freudiges Roth die Wangen der jungen Dame ihm gegenüber färbte. In der That, sie war schön! Und weshalb senkte sie zuweilen, noch tiefer erröthend, den Blick, wenn er sie so voll anschaute? Clive wurde unruhig. Es schien ihm sehr gelegen, daß die Tafel jetzt aufgehoben wurde.

Mistreß Saunders ließ sich zu ihrem Gemahl führen. Major Lawrence vertraute seine schöne Tischnachbarin der Obhut Clive's an, da er nothwendig mit einigen Herren der Compagnie zu sprechen hatte. Fast die ganze Gesellschaft begab sich nach dem Garten. Man fühlte das Bedürfniß, nach dem prächtigen Diner die kühle Nachtluft zu athmen. Clive reichte Miß Maskelyne den Arm und führte sie ebenfalls nach dem Garten hinaus.

Sie waren beide befangen und ihr Gespräch wollte nicht in Fluß kommen, bis Clive von ihrem Aufenthalt in St.-David zu sprechen begann. Miß Maskelyne fragte besorgt, ob Clive niemals dem gefährlichen Franzosen wieder begegnet sei und ob er sich nicht vor diesem wilden Menschen fürchte. Der Kapitän erwiderte lächelnd, er sei nun schon in zu vielen Gefahren gewesen, um sich eines einzelnen Feindes wegen zu ängstigen. Freilich müsse er zugeben, daß ein solcher einzelner hinterlistiger Feind oft gefährlicher sei als

eine ganze Armee von offenen Gegnern, vor denen man sich hüten könne. Miß Maskelyne sagte leise, sie bitte Gott, daß Clive nie wieder jenem Menschen begegnen möge.

„O, Sie legen zu viel Gewicht darauf!" sagte Clive scherzend. „Es gibt für einen Kriegsmann viel gefährlichere Dinge. Unsereiner geht zum Beispiel viel heiterer in die Schlacht als zum Altar."

„Wie meinen Sie das?" fragte Miß Maskelyne unbefangen.

„Ich meine zur Trauung!" erwiderte Clive mit etwas gezwungenem Scherze. „Auf dem Schlachtfelde hat man nur den Tod zu fürchten, aber bei der unglücklichen Wahl einer Gattin die Hölle auf Erden. Wie leicht kann man sich irren! Wie oft täuscht das schönste, reinste und unschuldigste Auge! Wie selten findet man wahre Liebe!"

„Sie müssen das besser wissen als ich", sagte Miß Maskelyne leise. „Ich habe zu wenig Erfahrung in diesen Verhältnissen!"

„Nun, ich bin auch nicht besonders erfahren darin", erwiderte Clive lachend. „Aber gestehen Sie selbst, ist die Seele eines Mädchens nicht ein unerforschliches Räthsel? Weiß sie jemals genau, was sie will? Folgt sie nicht immer dem Augenblick? Ist sie nicht im

Stande, in dieser Minute diesen zu lieben und in der nächsten jenem die Hand zu reichen?"

„Ich kann nicht darüber urtheilen", sagte Miß Maskelyne ernst. „Bei mir würde es nicht so sein. Ich finde, daß ich nicht so schnellen Wechsels fähig wäre."

„Nun wohl, ich spreche ja auch, wie sich dies von selbst versteht, nicht von den Anwesenden!" fuhr Clive scherzend, aber bitter fort. „Nehmen Sie jedoch Miß Birdenhall. Was sagen Sie zu dieser Komödie, die heute gespielt werden sollte? Erinnern Sie sich der prächtigen Rede unseres Wirthes, des Entzückens, mit dem er von Mr. Barny als seinem zukünftigen Schwiegersohne sprach — und nun —"

„Und nun?" wiederholte Miß Maskelyne fragend.

„Wie? Sie hätten nicht begriffen, daß Kapitän Oldborough jetzt Miß Ellen heirathen wird?" rief Clive. „Früher, als armer Kapitän, war er weder für Miß Birdenhall ein geeigneter Mann, noch für den Baronet ein passender Schwiegersohn. Der reiche Mr. Barny schien beiden angenehmer. Nun ist der Kapitän ein Lord — die Nachricht ist noch gerade zur rechten Zeit gekommen, und er heirathet natürlich Miß Ellen, die ihn immer aus voller Seele geliebt hat!"

„Unmöglich!" rief Miß Maskelyne und stand still.

„Man sprach auch bei Tische davon, aber ich hielt es für einen Scherz oder Verleumdung!“

„Verlassen Sie sich darauf, es ist so!“ sagte Clive. „Und es macht Ihnen alle Ehre, daß Sie das Spiel nicht durchschaut haben! Alle Mitspieler bei dieser Komödie sind erbärmlich. Und dabei ist Miß Ellen eine gefeierte und bewunderte Dame!“

Miß Maskelyne antwortete nichts. Sie schüttelte nur leise und ungläubig den Kopf.

„Sie sehen also, Miß Maskelyne, wie leicht sich ein Mann in der Wahl seiner Gefährtin täuschen kann!“ fuhr Clive fort. „Ich gestehe, daß auch ich eine Vorliebe für Miß Birdenhall empfunden habe. Nun denken Sie sich, ich wäre heute an der Stelle Mr. Barny's gewesen die Nachricht von der Lordschaft Oldborough's wäre angekommen und ich hätte nach Hause gehen müssen wie Mr. Barny —“

„Aber Ihnen hätte das doch nicht widerfahren können, Kapitän!“ rief Miß Maskelyne, als Clive stockte. „Für Sie würde Ellen ein anderes Gefühl gehegt haben!“

„Wer kann das wissen!“ rief der Kapitän. „Der Zweifel eben ist es, der uns peinigt. Wir wissen nie, ob wir um unserer selbst oder um Aeußerlichkeiten, Zufälligkeiten willen geliebt oder als gute Heirathsprise betrachtet werden.“

„Bei Ihnen könnte das nicht geschehen", sagte das junge Mädchen ruhig. „Dazu haben Sie gewiß eine zu gute Meinung von sich selbst und von Ihrem Werthe!"

„Ich habe eine ganz geringe Meinung von mir, namentlich Frauen gegenüber", antwortete Clive. „Und doch möchte ich gern mein Schicksal in dieser Hinsicht abschließen, ich möchte einen Hausstand, ein treues, liebes Weib besitzen. Es ist traurig, wenn man so jung, wie ich noch bin, bereits Zweifel hegt an dem Werthe des ganzen Geschlechts!"

„O, das werden Sie nicht thun, Kapitän!" rief Miß Maskelyne dringend. „Nein, das ist nicht Ihr Ernst. Weil sich ein Mädchen Ihnen schwach und leichtsinnig gezeigt, werden Sie nicht alle verwerfen. Sie werden eine junge Dame finden, schön und reich, wenn Sie darauf etwas geben, von der Höhe der Bildung, die Sie beanspruchen dürfen, die sich Ihnen ohne jeden Nebengedanken anschließt, nicht weil Sie jetzt der berühmte Kapitän Clive sind — das wäre nicht gut, denn Sie könnten ja Unglück im Felde haben und Ihre Berühmtheit verlieren! — sondern weil sie in Ihnen einen Mann erkennt, dem sie für immer angehören möchte, der ihr, so wie er ist, der beste und einzige scheint, dessen Besitz alle ihre Gedanken und

Wünsche ausfüllt. Es wäre ja traurig und auch ich müßte unser Geschlecht verachten, wenn nicht unter zehn Mädchen neun so dächten wie ich, vielleicht vorsichtig in der Wahl, aber entschlossen, das einmal hingegebene Herz in Leid und Freud' treu dem Manne zu bewahren."

Miß Maskelyne sprach etwas lebhaft, denn sie führte die Vertheidigung ihres Geschlechts, aber sonst ganz harmlos, als spräche sie zu einem alten Bekannten oder ältern Manne. Sie waren dabei bis an den Rand des Parkes gekommen, den eine Reihe von farbigen Papierlaternen, nach chinesischer Sitte, einfaßte, die nur wenig Licht verbreiteten. Beide wandten sich zu gleicher Zeit wieder dem Hause zu. Clive stand still.

„Miß Jane", sagte er mit etwas gepreßter Stimme, „beantworten Sie mir offen eine Frage!"

„Gewiß! Sehr gern!" sagte Miß Maskelyne und sah ihn etwas verwundert an, denn er hatte sie bei ihrem Vornamen genannt, eine Vertraulichkeit, durch die sich das einfache Mädchen jedoch eher geschmeichelt als verletzt fühlte.

„Haben Sie Ihr Herz bereits einem Manne geschenkt?" fuhr Clive fort.

Miß Maskelyne sah ihn überrascht an. Der Grund zu seiner Frage konnte ein so verschiedener sein,

daß sie offenbar nicht wußte, in welcher Absicht dieselbe an sie gerichtet sei. Dennoch war es immer eine eigenthümliche Frage unter diesen Umständen. Sie versuchte zu lächeln und antwortete:

„Kapitän Clive, Sie verlangen fast zu viel von mir. Ein junges Mädchen darf die Geheimnisse ihres Herzens auch nicht im Scherz verrathen.“

„Also Ihr Herz hat bereits ein solches Geheimniß?“ fragte Clive schnell und ernst.

„Das sage ich nicht“, erwiderte Miß Jane. „Doch Sie scheinen es ernster zu nehmen — aus irgend einem Grunde, den ich nicht errathe — als ich glaubte. Ich kann Ihnen also nur antworten, daß ich weder verlobt noch überhaupt gebunden bin.“

„Auch nicht mit dem Herzen? Mit einem Bilde Ihres Herzens?“ fragte Clive.

Da er sie ansah, so bemerkte er, daß eine glühende Röthe in ihr Gesicht schoß. Ganz so wie jetzt hatte er sie in St.-David jedesmal gesehen, wenn er ihr begegnete, von derselben Röthe war sie übergossen worden, als er sie heute Abend wiedersah, er erinnerte sich der Neckereien der Kameraden im Fort, die sämmtlich behaupteten, daß Miß Maskelyne sterblich in ihren kühnen Beschützer verliebt sei — er nahm ihre Hand.

„Sie fragen zu viel, Sir!“ sagte Miß Jane, das Gesicht abwendend. „Lassen Sie uns nach dem Hause gehen. Ich glaube, es ist hohe Zeit zur Rückkehr.“

„Noch einen Augenblick!“ sagte Clive. Seine Stimme stockte, dann fuhr er fort: „Wenn Ihr Herz frei ist, Miß Jane — könnten Sie es mir geben? Wollen Sie meine Frau werden?“

Das junge Mädchen erschrak heftig und zitterte — er fühlte es, denn ihr Arm lag in dem seinen und ihre Hand in der seinigen. Dann sammelte sie sich schnell.

„Kapitän Clive“, sagte sie, „lassen Sie uns gehen! Sie scherzen, ich weiß es wohl, aber ich glaube, ich darf auf einen solchen Scherz nicht eingehen, so hoch ich Sie auch schätze und soviel Vertrauen ich Ihnen auch schenke. Gehen wir schnell zurück!“

„Bei Gott, ich scherze nicht, Miß Jane!“ rief Clive. „Ich möchte nach England zurückkehren mit einer freundlichen, liebenswürdigen Frau. Wollen Sie das sein? Können Sie, dürfen Sie es sein? Ist Ihr Herz wirklich frei?“

Miß Maskelyne behielt nur mit Mühe ihre Fassung. Eine eigenthümliche Brautwerbung, in der That! Sie hatten in ihrem Leben kaum hundert Worte mit einander gewechselt. Woher wußte er denn, daß sie ihn

liebte, sein Bild immer im Herzen getragen? Und wenn er es auch wußte oder ahnte, durfte er deshalb so ungestüm sein? War das eine Brautwerbung, wie ein junges Mädchenherz sie sich träumt?

„Kapitän Clive", sagte sie, ihre ganze Kraft aufbietend, „ich weiß nicht, wie ich diese plötzliche Frage verstehen soll. Gestatten Sie mir, zu meiner Mutter zurückzukehren. Selbst wenn Sie im Ernst sprechen, was ich kaum glauben kann, so ist Ihre Frage doch so überraschend für mich —"

„Aber gewiß, Miß Jane, ich spreche im vollen Ernst!" unterbrach sie Clive mit Wärme und Innigkeit. „Ich glaube, daß ich mit Ihnen glücklich werden könnte, und wenn Sie im Stande wären, denselben Gedanken zu fassen, so würden Sie in mir den treuesten und besten Gatten finden."

„Kommen Sie, Mr. Clive! Ich muß zu meiner Mutter!" rief Jane Maskelyne, als wolle sie sich selbst entfliehen. „Hat mein Bruder etwa Ihnen verrathen —"

„Was soll er mir verrathen haben?" fragte Clive lebhaft.

„Doch nein, er konnte es nicht wissen, ich habe es vor Jedermann verborgen!" rief sie, so hastig forteilend, daß er kaum ihren Arm behalten und ihr

folgen konnte. „Ich habe nie daran gedacht, es nie geahnt, es nie für möglich gehalten! Sie schienen mich zu fliehen, ich schien Ihnen unangenehm zu sein!“

Sie brach plötzlich in Thränen aus. Aber Clive hatte genug gehört. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht, sein Bild war in einem Herzen lebendig geblieben, an das er so selten gedacht. Konnte er Besseres wünschen? Noch vor einer Stunde hatte er an Jane Maskelyne gedacht als an ein Wesen, das er wohl gut leiden möge und das in jeder Hinsicht für ihn passe. Jetzt wußte er auch, daß sie ihn liebe, seit langem liebe. Konnte er mehr wünschen? Kam ihm das Glück nicht entgegen?

„Miß Jane“, rief er, „ich will in diesem Augenblick nicht weiter in Sie dringen. Nur glauben Sie mir, daß ich weiß, was ich spreche und thue. Sie sollen es nicht bereuen, meine Bewerbung angenommen zu haben. Morgen früh suche ich Sie auf und bitte Sie um Ihre Entscheidung. Meine Verhältnisse sind der ganzen Welt bekannt; ich glaube, sie genügen, um eine Frau anständig zu ernähren.“

Sie befanden sich jetzt inmitten einer größern Gesellschaft. Clive mußte schweigen. Jane tocknete schnell ihre Thränen und versuchte so gefaßt als möglich aus-

zusehen. Aber noch immer rang sich ein abgebrochenes Schluchzen aus ihrer bewegten Brust.

„Bitte, Mr. Clive, gehen Sie hinein, suchen Sie meine Mutter!“ stammelte sie. „Ich bin nicht im Stande, mich im Saale zu zeigen. Ich erwarte Sie hier!“

Clive ging sogleich und bat Mistreß Maskelyne, nachdem er sie gefunden, sie zu ihrer Tochter führen zu dürfen, die sie im Garten erwarte. Die gute Frau schien etwas erstaunt über diese Aufforderung, ließ sich aber von Clive, der weiter nichts sprach, zu ihrer Tochter geleiten. Dort nahm Clive mit einer tiefen Verbeugung von beiden Abschied.

Es war ihm eigen zu Muthe. Aber er hatte es gewollt und es war gut so! Als er den Major Lawrence traf, zog er ihn beiseite und sagte: „Major, im Vertrauen! Ich habe so eben bei Miß Maskelyne um ihre Hand angehalten und werde mir morgen die Entscheidung, hoffentlich das Jawort holen.“

Der Major sah Clive zuerst erstaunt an und schloß ihn dann freudig in die Arme.

„Das ist ein gescheidter Streich!“ rief er. „Eine bessere Wahl konntet Sie nicht treffen. Ich liebe das Mädchen wie meine Tochter. Sie ist gut, unverdorben, häuslich und wenn auch kein Schöngeist, doch

sicherlich nicht ohne eine respectable Erziehung. Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen! Es stehen Ihnen zwar jetzt alle Herzen offen, aber Ihre Wahl ist dennoch eine gute. Und es ist recht, wenn ein junger Kriegsmann weiß, woran er sich zu halten hat. Es schützt ihn vor Zerfahrenheit, vor Zersplitterung des Herzens und des Geistes, vor Verschwendung seiner jugendlichen Kraft, die er so nothwendig braucht. Ich glaube übrigens schon in St.-David gehört zu haben, daß sie Ihnen sehr zugethan sei. Nochmals meinen aufrichtigen Glückwunsch! Sie hätten mir keine angenehmere Nachricht mittheilen können. Ich hoffe nun auch in Ihrer Familie zu Hause zu sein. Das Jawort ist Ihnen sicher."

Clive verabschiedete sich von Mr. Birdenhall, der ihn bat, sein Haus als das seinige zu betrachten. Etwas ironisch fragte der Kapitän, wie sich Miß Ellen befinde. Mit einer Verbeugung antwortete der Baronet: „O vortrefflich! Mylord hat sich bereits wieder erholt. Es ist die seltsamste Geschichte, die ich jemals erlebt habe. Nur fürchte ich, daß Mr. Barny die Offenherzigkeit meiner Tochter, ihre Theilnahme für Lord Wilmingfort übel genommen haben wird."

„Sollten Sie sich darum grämen?" fragte Clive.

„Es würde mir doch immer leid thun", antwortete

der Baronet mit einem unnachahmlichen Lächeln. „Aber Ellen ist nun einmal so, und sie muß genommen werden, wie sie ist."

Clive empfahl sich mit der Absicht, das Haus Birdenhall's, wenn es ihm irgend möglich sei, nicht wieder zu betreten.

Eine halbe Stunde darauf lag er in einem prächtigen Bett der Gouverneurswohnung und schlief vor Ermüdung augenblicklich ein.

Viertes Kapitel.

Mr. Barny.

Als Clive am andern Morgen erwachte, war es sieben Uhr, für einen Soldaten bereits eine späte Zeit. Eilig kleidete er sich an, während seine Gedanken zu dem gestrigen Abend zurückflogen, einem der inhaltsreichsten seines Lebens.

Also als Bräutigam stand er heute auf, denn daran, daß Miß Maskelyne seine Bewerbung annehmen werde, zweifelte er nicht. Wie er dazu gekommen, so plötzlich dem jungen Mädchen seine Hand anzubieten, das wußte er auch jetzt kaum. Aber er war nicht unzufrieden damit. Er hatte immerhin, wie man es nennt, in den Glückstopf gegriffen. Gut erzogen, unschuldig, gebildet, aus achtbarer Familie und schön — was konnte er mehr verlangen? Dachte er daran, daß

Miß Birdenhall große Augen machen werde, wenn sie von dieser schnellen Verlobung höre? Hatte er ein eigenthümliches Gefühl von Befriedigung bei dem Gedanken, daß Miß Maskelyne ein armes Mädchen und er ein gefeierter Held sei, daß er sie also gleichsam wie ein Fürst auf seinen Thron emporhebe? Vielleicht dachte er daran, aber es waren nur flüchtige Ideen. Er war zufrieden damit, in dieser Hinsicht sein Leben abgeschlossen zu haben. Major Lawrence hatte Recht: er war nun hinaus über alle Verlockungen und Verirrungen. Wie erstaunt würde Issuf sein, wenn er von der bevorstehenden Verheirathung des Mannes Kunde erhielte, den er zum Großmogul machen wollte, und erfahren mußte er es ja bald durch den Bruder Jane's. Aber ein eigenthümlich wehes Gefühl konnte er doch nicht unterdrücken, wenn er an Adora dachte. Es war eine ganz leise, unbestimmte Empfindung, ähnlich dem Hauch in einer traurig gestimmten Aeolsharfe. Clive hielt es für eine Erinnerung an die trübe Vergangenheit.

Er ging zum Gouverneur und besprach sich mit diesem bis nach acht Uhr. Dann meldete man ihm, daß der Fähnrich Starlow gekommen sei. Es handelte sich um den Gang zu Barny. Clive fand ein gewisses Wohlbehagen daran, diesem Manne etwas Unange-

nehmes zu sagen. Er hatte seine Gönnermiene, seinen vertraulich herablassenden Ton, seine muntere Heuchelei niemals leiden können. Es war einer der wenigen Menschen, die ihm, wie durch ein Vorgefühl, von Anfang an zuwider gewesen waren.

Als er in sein Zimmer kam, fand er Will dort vor mit sehr trüber Miene.

„Nun, was hast Du denn?“ fragte der Kapitän. „Du solltest guten Muthes sein. Weißt Du noch nicht, daß aus der Verlobung Barny's nichts geworden, also Hoffnung für Mistreß Badyson ist, noch Barny's Frau zu werden?“

„Wenn Barny in den Himmel kommt, so ist es dort möglich“, antwortete Will mit Thränen in den Augen, „hier auf Erden nicht! Lesen Sie, Kapitän!“

Er reichte Clive einen Brief, auf dessen Adresse in schöner Handschrift und in französischer Sprache die Worte standen: „An Mr. W. Starlow in Madras, abzugeben durch die Güte Mr. Robert Clive's.“

Der Brief selbst lautete, ebenfalls in französischer Sprache:

„Mein lieber Freund! Ich habe Ihnen etwas sehr Trauriges zu melden. Mistreß Badyson ist am zwölften December gestorben, sanft, still und gottergeben. Ihr einziger Gedanke war ihre Tochter.

Ich habe ihr gelobt, daß ich für dieselbe sorgen will, als wäre sie meine eigene Schwester. Ich werde mein Wort halten. Miß Clara ist so vollkommen betäubt und niedergeschmettert, daß ich für ihr Leben fürchten würde, wenn ich nicht wüßte, daß die Zeit auch die tiefsten Wunden heilt und daß eine so jugendliche Natur selten unter einem Schmerz der Seele zu erliegen pflegt. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die obige traurige Nachricht mitzutheilen, da sie von Einfluß auf Ihre Handlungen, auf Ihre Bemühungen in Bezug auf die Freilassung Miß Clara's sein könnte. Ich gebe mich allerdings in dieser Hinsicht keinen trügerischen Hoffnungen hin. Ich habe mit Angria gesprochen und mich überzeugt, daß er mit Sicherheit darauf rechnet, Clara zu seinem Weibe zu machen, sobald sie ihr sechzehntes Jahr erreicht hat. Ich fürchte also, daß er, da er sehr reich ist, keine Summe, und wäre sie auch noch so groß, für ihre Freilassung annehmen wird. Möglich wäre es jedoch, daß er nachgäbe und Miß Clara nach Bombay sendete, wenn die englische Regierung sich der Angelegenheit annähme. Die Thaten des Kapitäns Clive haben den Namen der Engländer selbst bis hierher geachtet gemacht und eine ernste Aufforderung, verbunden mit einem Gebot von vielleicht zwanzigtau-

send Rupien, könnte die Angelegenheit möglicherweise auf gütlichem Wege erledigen. Auf jeden Fall gebe ich Ihnen mein heiliges Wort, wie ich es der Mutter Clara's gegeben, daß ich irgend eine Entehrung des jungen Mädchens nicht dulden werde. Ich bin entschlossen, heimlich mit ihr Gheria zu verlassen, wenn Angria auf seinem Vorsatz beharren und sie nicht freigeben sollte. Verlassen Sie sich darauf, daß ich mein Wort halten werde, und seien Sie in dieser Beziehung ohne Sorge.

Ich sende diesen Brief durch einen Diener, der mir treu ergeben ist, nach Bombay und hoffe, daß er von dort durch Mr. Clive's Vermittelung an Sie gelangen wird. Weitere Nachrichten sollen Sie auf demselben Wege von mir erhalten. Sagen Sie Mr. Clive, daß ich seine Güte gegen mich nie vergessen werde und daß ich jeden Tag für sein Wohlergehen, die Gesundheit seines Körpers und die Ruhe seiner Seele bete! Ihre Freundin

Gheria, 15. December 1751. Adora."

Clive stand in tiefes Sinnen verloren, nachdem er den einfachen Brief gelesen. Will weinte still vor sich hin. Erst als Clive ihn wieder anredete, unterdrückte er seine Thränen und versuchte männlich und fest zu erscheinen.

„Das ist eine trübe Nachricht", sagte Clive. „Deine arme Freundin, Mistreß Badyson, hat richtiger geahnt, als ich vermuthete. Mr. Barny ist damit einer Sorge überhoben. Ich denke aber, wir gehen dennoch zu ihm. Wir wollen nicht von dem Tode der Mistreß Badyson sprechen. Ich möchte die Seele dieses Menschen gern genauer kennen lernen. Erst wenn er sich bestimmt erklärt hat, wollen wir ihm die Thatsache mittheilen. Auf jeden Fall muß er für Clara wirken. Daß auch ich mein Wort bei der Regierung einlegen werde, versteht sich von selbst, ebenso, daß ich das Lösegeld zahle. Mr. Barny ist möglicherweise in einer Stimmung, die ihn für eine milde Handlung fähig macht, möglicherweise auch nicht!"

Und er erzählte Will, was gestern Abend bei Birdenhall geschehen.

„Es war ein wichtiger Abend für mich", fügte er hinzu. „Ich habe mich verlobt oder vielmehr einer jungen Dame meine Hand angetragen, der Schwester des Lieutenants Maskelyne. Ich will mir heute das Jawort holen."

Will schien seltsam berührt von dieser Nachricht. Er sah Clive groß an und schüttelte den Kopf.

„So schnell?" sagte er. „Sie sprachen doch nie von Miß Maskelyne! Ich glaubte immer, Sie würden

eine junge Dame von ganz besonderer Schönheit heirathen."

„Nun, Miß Maskelyne ist sehr schön, wie Du bald sehen wirst", antwortete Clive.

„Das glaube ich wohl. Aber ich dachte, Sie würden so etwas ganz Besonderes wählen, etwas Seltenes, wie es sich für Sie ziemt", sagte Will zögernd.

„Thörichter Knabe, das verstehst Du nicht!" rief Clive lachend. „Es ist am besten so! Für die Ehe muß man sich nichts Apartes nehmen, sondern etwas Gediegenes, Einfaches, Solides."

„Ich hatte selbst an Adora gedacht", sagte Will, der noch immer unbefriedigt schien.

„Hol' Euch der Kukuk mit Eurer Adora!" rief Clive fast ärgerlich. „Was soll mir die indische Prinzessin! Ich kann einmal das farbige Blut nicht leiden!"

„Also eine Prinzessin ist sie?" fragte Will voll Interesse. „Das habe ich mir gleich gedacht. Es muß etwas ganz Besonderes mit ihr sein. Und schön ist sie wie ein Engel!"

„Der Geschmack ist verschieden", antwortete Clive, wieder ruhiger geworden und lächelnd. „Bei uns pflegt man die Engel blond, mit blauen Augen zu malen. Ein Glück übrigens, daß ich Dich nicht vorher zu Rathe gezogen, Du hättest mir am Ende den Antrag verleidet!"

„O Kapitän", rief Will, schmerzlich berührt, „ich verdiene Ihren Spott nicht! Sie werden sehen, mit welcher Hochachtung ich die Gemahlin des Kapitän Clive behandle!"

„Nun, laß nur gut sein!" sagte Clive begütigend. „Ich weiß ja, daß Du am liebsten um eine Prinzessin aus königlichem Geblüt für mich anhalten möchtest. Ich bin vernünftiger als Ihr alle und hoffe meine Wahl nicht zu bereuen. Komm, laß uns zu Barny gehen. Du mußt als Sprecher, als Bote der Mistreß Badyson auftreten."

Sie gingen nach dem Directorialgebäude, trafen aber dort Mr. Barny nicht an und begaben sich also nach seiner Privatwohnung. Dort hieß es, Mr. Barny befinde sich nicht recht wohl und habe befohlen, Niemand einzulassen. Clive ließ jedoch seinen Namen melden und wurde dann von dem Diener in die innern Zimmer geführt.

Der Kapitän war begierig, zu sehen, wie sich Mr. Barny nach der schweren Niederlage, die er am vergangenen Abend empfangen, verhalten werde. Er traf jedoch ganz den alten Mr. Barny, nur daß der Director Kopfweh und allgemeines Uebelbefinden heuchelte, um seine schlechte Stimmung damit zu erklären. Ueber den vergangenen Abend schwieg er ganz, und Clive

war also genöthigt, das unangenehme Ereigniß unerwähnt zu lassen.

„Ich komme, Mr. Barny", sagte er nach einem kurzen allgemeinen Gespräch, „um Ihnen Herrn Fähnrich William Starlow, einen meiner intimsten Freunde, vorzustellen. Sie sehen, daß er noch sehr jung ist, und verzeihen ihm deshalb vielleicht, daß er nicht allein gekommen ist, sondern mich zu seinem Begleiter und auch zu seinem Vertrauten gewählt hat. Ich muß dies vorausschicken, damit Sie wissen, daß ich die Angelegenheit, um die es sich handelt, ganz genau kenne, wenigstens so gut wie Mr. Starlow. Daß wir beide zu keinem Dritten davon gesprochen haben, versteht sich natürlich von selbst. Auch würde mich Mr. Starlow nicht in das Geheimniß gezogen haben, wenn er nicht geglaubt hätte, eines Verbündeten zu bedürfen. Nun trage Deine Sache dem Herrn Director ruhig und klar vor, Will!"

Mr. Barny machte ein etwas erstauntes Gesicht zu dieser ceremoniösen Eröffnung, bat aber die Herren Platz zu nehmen und sicherte Will seine Aufmerksamkeit zu.

Der junge Fähnrich begann mit bebender Stimme seine Erzählung. Die Erinnerung an seine jetzt todte Freundin machte ihn weich; bald jedoch erlangte er

seine Kraft wieder im Bewußtsein, daß er Clara helfen müsse. Er berichtete, wie er die Bekanntschaft Mistreß Badyson's gemacht, schilderte die traurige Lage derselben, die Gefahren, denen Clara entgegenginge, und legte das Schicksal der beiden Frauen dem Director aufs wärmste ans Herz.

Barny zeigte nicht die geringste Unruhe während dieser Erzählung, wohl aber die gespannteste Aufmerksamkeit. Er nahm sie entgegen wie einen wichtigen kaufmännischen Bericht. Nur die tiefer werdenden Falten auf seiner Stirn verriethen, daß hinter dieser Stirn ein Unwetter sich zusammenziehe.

„Wenn ich nicht vor einiger Zeit einen Brief von Mistreß Badyson erhalten hätte, der ungefähr von denselben Gesichtspunkten ausgeht wie Ihre Erzählung, so würde ich Ihren ganzen Vortrag für ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und Erfindung gehalten haben", antwortete Mr. Barny, als Will schwieg. „Das Wunderbarste bei dem Allem ist, daß Mistreß Badyson einen so jungen Mann — ich bitte um Verzeihung, Mr. Starlow, aber Sie können Ihre Jugend nicht in Abrede stellen — in derartige Familiengeheimnisse eingeweiht hat. Ich sehe mich hier plötzlich in einer Angelegenheit, welche die zartesten und verwickeltsten Verhältnisse meines Lebens berührt, zwei jungen Herren

gegenüber, bei denen ich ein vollkommenes Verständniß für derartige Beziehungen noch kaum voraussetzen darf. Seien Sie überzeugt, daß ich für Mistreß Badyson eine Theilnahme empfinde, die von der Ihrigen kaum erreicht werden dürfte, und daß ich den Umfang meiner Verpflichtungen gegen diese Dame genau kenne. So bindend, wie Mistreß Badyson sie Ihnen vermuthlich dargestellt hat, sind sie nicht. Weiter kann ich mich überhaupt nicht in diese Erörterung einlassen. Sechzigtausend Rupien schüttelt man nicht aus dem Aermel; man braucht Zeit dazu, sie zusammenzubringen. Das habe ich auch Mistreß Badyson geschrieben. Ich reise in diesen Tagen nach England. Von dort aus kann ich die verlangte Summe leichter beschaffen. Ich bedaure das Schicksal der Dame, kann aber nicht umhin anzudeuten, daß sie sich dasselbe ganz allein bereitet hat. Wenn Sie mit der Dame in Correspondenz stehen, wie ich vermuthe, so bitte ich, ihr dies mitzutheilen."

„Es handelt sich hauptsächlich um das Schicksal Miß Clara's", wandte Will ein, auf den die entschiedene, sichere und kalte Weise Mr. Barny's einen sehr niederschlagenden Eindruck übte, während Clive's Züge ernst und düster wurden. „Sie ist so schön, so liebenswürdig, daß Sie, wenn Sie dieselbe kennten, gewiß nicht

den Gedanken ertragen würden, sie als Opfer eines barbarischen Seeräubers zu sehen."

Ob sich im Herzen Barny's etwas bei diesen Worten regte? Die Falten auf seiner Stirn waren noch tiefer geworden, die Brauen verdeckten fast die Augen.

„Man muß Manches ertragen, wenn es nicht zu ändern ist", antwortete er. „In der Eile, in der allernächsten Zukunft bin ich nicht im Stande, etwas zu thun. Auch gibt es in England Verhältnisse für junge Mädchen, gegen welche das Leben in dem Harem eines Orientalen beneidenswerth zu nennen ist. Ich will Ihnen zwanzigtausend Rupien zur Verfügung stellen; mehr kann ich nicht thun, und selbst daran muß ich die Bedingung knüpfen, daß Mistreß Badyson die Auffassung unserer frühern Beziehungen, wie sie dieselbe zu hegen scheint, für immer aufgibt."

„Daß sie also dem Eheversprechen, das Sie ihr gegeben, entsagt?" warf Clive kalt und geschäftsmäßig ein.

„Ganz richtig, Herr Kapitän", antwortete Barny, Clive's seltsame Miene scharf fixirend. „Dieses sogenannte Eheversprechen ist mir unter Verhältnissen abgenommen worden, die es als gewiß erscheinen ließen, daß es nie eingelöst werden solle. Es war ein Act

der Höflichkeit, der Courtoisie meinerseits, eine reine Formalität, die unter den eigenthümlichen Umständen, unter denen sie vollzogen wurde, niemals zu einer wirklichen Erfüllung berechtigte. Doch das kann ich Ihnen nicht ausführlicher auseinandersetzen. Es geht schon über meine Kräfte, wenn ich zwanzigtausend Rupien dafür ausgebe, daß Mistreß Badyson meine Bitte, in England zu bleiben, nicht erfüllt hat."

„Das ist in der That sehr großmüthig von Ihnen", sagte Clive. „Diese zwanzigtausend Rupien werden vielleicht auch genügen, da es sich nur noch um Miß Clara Badyson handelt. Mein Freund Starlow hat nämlich heute eine Nachricht erhalten, die er nicht wagte, Ihnen mitzutheilen, da er glaubte, daß sie Ihrem Herzen zu nahe gehen würde. Ich denke über diesen Punkt ruhiger, obgleich ich freilich noch zu jung bin, um manche Verhältnisse in ihrer ganzen Zartheit zu begreifen. Mistreß Badyson ist nämlich am zwölften December des vergangenen Jahres in Gheria gestorben."

Der Kapitän hatte sein Auge fest auf Barny gerichtet. Dieser erbleichte ein wenig und senkte den Blick. Von einer traurigen Ueberraschung, von einem Erschrecken war indessen nichts in seinen Zügen zu lesen. Er überlegte offenbar nur, wie er sich bei dieser

neuen Wendung zu verhalten habe. Seine Miene war eher drohend als mild.

„Gestorben!“ sagte er dann, wie zu sich selbst. „Hätte sie meinen Rath befolgt und wäre sie in England geblieben, so lebte sie gewiß noch. Es bleibt bei den zwanzigtausend Rupien. Sie mögen sie für Miß Clara verwenden, Mr. Starlow. Angria wird kein Narr sein, er wird lieber das Geld nehmen, als ein solches Kind behalten wollen. Es ist übrigens möglich, daß ich diese Angelegenheit von Bombay aus selbst regulire, da ich ohnehin diesen Ort auf meiner Rückreise berühre. Ja, ja, das wird das Beste sein. Ich nehme das Schicksal des jungen Mädchens auf mich allein. Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Mittheilung. Die Sache ist abgemacht. Ich schreibe von Bombay aus nach Gheria.“

Er stand bei diesen Worten auf. Es sollte das Zeichen der Verabschiedung für Clive und Will sein.

„Verzeihen Sie, Mr. Barny“, sagte Clive, „die Angelegenheit ist damit doch wohl nicht beendet. Angria ist vielleicht weniger gelddurstig, als Sie glauben, und es liegt ihm mehr an einem schönen, liebenswürdigen Mädchen englischer Abstammung als an den zwanzigtausend Rupien, die er sich leicht verschaffen kann, wenn er den kleinsten Küstenfahrer kapert. Die Nachrichten

wenigstens, die wir, und zwar aus sehr guter Quelle, erhalten haben, deuten darauf hin, daß Angria entschlossen ist, Miß Clara nicht von sich zu lassen, und daß die Autorität der englischen Regierung nöthig sein würde, um ihn zur Freigebung des unglücklichen Mädchens zu bewegen. Ein einfaches Schreiben von Ihnen wird gar nichts nützen. Sie bleiben noch einige Tage hier, wir wollen also gemeinsam Mr. Saunders veranlassen, den Piraten von Gheria in einem Schriftstück, das möglichen Falls mit Krieg droht, zur Freigebung der Miß Badyson aufzufordern. Dieses Schriftstück, verbunden mit dem Angebot der zwanzigtausend Rupien, wird dann hoffentlich seinen Zweck nicht verfehlen."

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Kapitän", sagte Barny scharf und mit verhaltenem Zorn, „ich für meinen Theil werde nicht mit Mr. Saunders sprechen. Auch reise ich heute Abend schon ab. Es liegt eine Barke auf der Rhede, die nach Bombay geht — ich will sie benutzen. Ich habe also keine Zeit, mich damit zu beschäftigen. Auch genügt es mir vollkommen, diese Angelegenheit im Munde zweier jungen Herren zu wissen, die für die gehörige Verbreitung schon Sorge tragen werden. Ich spreche zu keinem Andern darüber, darauf verlassen Sie sich! Entweder Sie ordnen diese Angelegenheit oder ich ordne sie — eins von

Beidem ist nur möglich, und wenn ich sie ordne, so ordne ich sie auf eigene Hand."

„Sie berühren den Punkt, den ich vorher noch erwähnen wollte", sagte Clive. „Nach dem Interesse, das Sie bisher für die Befreiung der beiden Damen an den Tag gelegt, erscheint mir der Eifer, den Sie für Miß Badyson verwenden könnten, mehr als zweifelhaft, obgleich Sie von allen Menschen in der Welt dieser jungen Dame am nächsten stehen. Ich wollte also den Vorschlag machen, daß Sie uns die Ordnung dieser Angelegenheit ganz allein überlassen, selbst den Geldpunkt, daß Sie aber dafür auf jeden Einfluß verzichten, den Sie etwa auf Miß Badyson besitzen oder zu besitzen behaupten könnten."

„Herr Kapitän", sagte Barny, „Sie führen eine seltsame Sprache. Zuerst mischen Sie sich in eine Angelegenheit, die Sie absolut gar nichts angeht und von der Sie nur durch die Indiscretion Ihres sehr jungen Freundes Kenntniß erhalten haben. Dann erlauben Sie sich, Vermuthungen über meine Handlungsweise und deren Ursachen auszusprechen, die ich ganz unpassend finde. Nachdem ich Ihnen dies erklärt, sehe ich mich genöthigt, hinzuzufügen, daß meine Zeit wegen meiner heute Abend erfolgenden Abreise sehr in Anspruch genommen ist, daß ich also diese Unterredung

abbrechen muß und daß ich die fernern Schritte zur Befreiung der Miß Badyson selbst leiten werde, da ich in der That ihr am nächsten stehe. Mistreß Badyson hat mich schriftlich und durch diesen Herrn Starlow aufgefordert, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Ich werde es thun und verbitte mir jede fremde Einmischung."

„Sie werden mich nicht verhindern, das zu thun, was ich für Menschenrecht und Menschenpflicht halte!" rief Clive. „Ich zweifle sowol an Ihrem guten Willen als an Ihrer Befähigung, Miß Badyson zu befreien. Sie werden die Sache auf die leichte Achsel nehmen, mit Geld arrangiren wollen und sich trösten, wenn das nicht gelingt. Ich erkläre Ihnen also hiermit auf das bestimmteste, daß ich auch meinerseits für Miß Badyson wirken werde und zwar ganz in der Weise, wie es mir gut scheint. Sollte ich Mr. Saunders von dem Hergange unterrichten müssen, so werde ich keinen Augenblick zögern, dies zu thun."

„Auf die Gefahr hin, daß ich Ihre Mittheilungen für unrichtig erkläre!" ergänzte Mr. Barny, auf dessen Stirn die Adern geschwollen waren und dessen Blicke Clive durchbohrten.

„Ich werde abwarten, ob Sie dies thun", sagte der Kapitän ruhig. „Ich glaube zu wissen, wen ich

vor mir habe, und hege meine eigene Auffassung von Ihren Absichten und Ansichten. Vielleicht wäre es Ihnen ganz recht, wenn Miß Badyson ebenso sicher und schweigsam in den Mauern von Gheria begraben bliebe wie ihre Mutter!"

„Handeln Sie auf Ihre Verantwortung", rief Mr. Barny mit vor Zorn stockender Stimme, „und seien Sie überzeugt, daß Sie in mir keinen verächtlichen Gegner finden werden, sowohl hier wie in England!"

„Ich verstehe Ihre Drohung, Herr Director der ostindischen Compagnie!" sagte Clive, den Titel betonend. „Aber ich kann nur erwidern, daß mir der Kampf um so angenehmer scheint, je weniger verächtlich mein Gegner ist. Ich empfehle mich Ihnen! Glückliche Reise!"

Er verbeugte sich sehr tief und ceremoniell und verließ mit Will das Zimmer.

„Das ist ein hartnäckiger Bösewicht!" sagte Will, als sie auf der Straße waren. „Ich sehe wohl, daß ich allein mit diesem Manne nichts ausgerichtet hätte!"

„Auch mich kostete es viel Ueberwindung, kalt zu bleiben", sagte Clive. „Aber ich zwang mich dazu, um ihm keinen Vortheil zu geben. Ja, er ist ein hartge-

sottener Schurke, und es thut mir eigentlich leid, ihm das nicht ins Gesicht gesagt zu haben."

„Wird er Ihnen nicht in England, bei der Compagnie, viel schaden können?" fragte Will.

„Darauf muß ich es ankommen lassen!" erwiderte Clive gleichmüthig. „Noch heute spreche ich mit Mr. Saunders, und wir senden morgen ein officielles Schreiben an Angria. Issuf wird uns den Weg angeben, es am sichersten nach Gheria gelangen zu lassen. Nur darum handelt es sich: wohin geht Miß Badyson, wo bleibt sie, wenn Angria sie wirklich frei gibt?"

„Könnte sie nicht hierher nach Madras kommen und bei Mistreß Maskelyne —"

„Das ist wahr!" unterbrach ihn Clive. „Sie muß hierher kommen. Vielleicht gehst Du selbst nach Bombay oder Gheria und holst sie ab. Ich werde Dir Urlaub verschaffen."

„Aber die zwanzigtausend Rupien!" sagte Will kleinlaut.

„Nun, lieber Junge, die strecke ich vor, das versteht sich von selbst!" rief Clive. „Und wenn Miß Clara majorenn und Deine glückliche Gattin ist, so zahlst Du mir das Geld zurück."

Will stammelte erröthend einige Worte des Dankes, ohne jedoch auf die letzten Worte Clive's Bezug zu

nehmen, und trennte sich von seinem Freunde, da dieser jetzt zu Mistreß Maskelyne und ihrer Tochter gehen wollte.

Das schöne Geschlecht von Madras war seit langer Zeit nicht in solcher Aufregung gewesen wie am heutigen Tage. Bis zur Mittagszeit hatte das unterbrochene Verlobungsfest bei Mr. Birdenhall alle Zungen in Bewegung gesetzt. Man wußte bereits, daß der Baronet, seine Tochter und der Lord auf dem nächsten Schiffe, das nach Europa ging, zusammen nach England zurückkehren würden, um dort, sobald die Trauerzeit des Lords abgelaufen sei, die Verbindung zu feiern. Auch daß Mr. Barny nach England reisen würde, war stadtkundig geworden. Zu diesen Nachrichten gesellte sich nun die Kunde, daß Kapitän Clive, nach dem am vergangenen Abend so viele Mütter und Töchter ausgeschaut, am Vormittag um Miß Jane Maskelyne angehalten und das Jawort empfangen habe. Zwar rümpfte man allgemein die Nasen und Näschen über diese unerwartete Werbung; man hätte dem Kapitän Clive einen bessern Geschmack, einen höher strebenden Sinn zugetraut. Aber es war doch ein gutes Zeichen für den Charakter der Braut, daß man im Ganzen ohne Spott und Böswilligkeit über ihr Glück sprach und die kleinen hämischen Bemerkungen gewöhnlich mit dem

Eingeständniß schloß: „Nun, sie ist eigentlich ein gutes Mädchen. Ich gönne ihr den Kapitän viel lieber als der Ellen Birdenhall ihren Lord, der freilich ein Lord Wassersuppe ist.“

Nachmittag zeigte sich Mr. Clive mit seiner lieblichen, bei jeder Begrüßung tief erröthenden Braut auf der Promenade am Strande. Briefe an den Vater, der sich in Geschäften der Compagnie in Calcutta befand, sowie an den Bruder Lieutenant waren bereits abgesendet.

Mr. Barny reiste in der That am Abend ab. Er hatte nur von seinen Collegen und einigen der höchsten Beamten Abschied genommen. Alle stimmten darin überein, sein Benehmen sei sehr kalt, finster, fast abstoßend gewesen. Der Stolz, den er immer sehr gut zu verbergen gewußt, war durch die Wunde, die er durch Miß Birdenhall erhalten, an den Tag getreten.

Clive konnte sich seiner jungen Braut sehr wenig widmen. Mr. Saunders und Major Lawrence drängten zur Expedition nach Tritschinapoli, und Clive bedurfte solchen Drängens nicht, um jeden Augenblick bereit zu sein. Die beiden Offiziere sollten schon in den nächsten Tagen nach dem Fort St.-David abreisen und dort alle verfügbaren Truppen sammeln.

Vorher theilte Clive dem Gouverneur und dem

Major Lawrence in einer vertraulichen Unterredung die Angelegenheit der Miß Badyson mit. Mr. Saunders wollte zuerst nichts davon hören, sich in solche Privatverhältnisse zu mischen; er schien Mr. Barny's Groll zu fürchten. Aber die beiden kernfesten Offiziere, die das Herz auf dem rechten Flecke hatten, bewogen den Gouverneur dennoch, einen großen Brief in allen Formen zu schreiben, in welchem Angria dringend aufgefordert wurde, Miß Clara gegen die Bezahlung von zwanzigtausend Rupien nach Bombay zu senden, und das Regierungssiegel an diesen Brief zu hängen. Ein Beamter der Compagnie, Mr. Snyders, der in Regierungsgeschäften nach Bombay ging, sollte beauftragt werden, sich der Sache mit größtem Eifer anzunehmen. Ob William Starlow und Issuf sich an der Angelegenheit zu betheiligen hätten, sollte von dem Erfolge der Unternehmung Mr. Snyders' abhängen.

Clive reiste zusammen mit Major Lawrence nach dem Fort St.-David. Dupleix hatte in der letzten Zeit nichts unversucht gelassen, die verlorenen Vortheile wiederzuerringen; er hatte aus Frankreich Verstärkungen herbeigezogen, in Delhi und unter den Verbündeten der Engländer intriguirt, sein Privatvermögen erschöpft, um den verhaßten Engländern neue Gegner zu schaffen, aber vergebens. Es fehlte ihm an guten

Offizieren. Bussy, der einzige tüchtige französische Commandeur, war mit dem jungen Nizam nach dem nördlichen Dekan gegangen und war im Dienste desselben ausschließlich beschäftigt. Es blieben Dupleix nur eine Zahl jüngere. Offiziere, zum größten Theil tapfere Männer und tüchtige Soldaten, wie Maurepas, aber ohne alles Feldherrntalent. Jedenfalls waren sie Gegnern wie Clive und Lawrence nicht gewachsen.

Dies zeigte sich auch sehr bald vor Tritschinapoli. Die Franzosen und ihre Verbündeten wurden gezwungen, die Belagerung dieser Stadt aufzugeben. Eine Stadt, eine Pagode oder Festung verloren sie nach der andern. Die Engländer, durch ihre letzten Triumphe ermuthigt, duldeten keinen Widerstand mehr; selbst die einzelnen kleinern Abtheilungen, die meist unter Offizieren kämpften, welche Clive begleitet hatten, hielten es für Ehrenpflicht, sich nicht mehr schlagen zu lassen. Es war ein anderer Geist über die Engländer gekommen. Zwar führte Major Lawrence dem Namen nach das Obercommando, aber er wußte Clive's Verdienste genug zu würdigen, um sich fast immer nach den Plänen desselben zu richten. Die Soldaten vergötterten Clive. Man wollte nur unter ihm fechten. Die Nachricht, daß er nach England zurückkehren werde, erregte deshalb allgemeine Bestürzung.

Ja, Clive wollte zurück. Er fühlte sich krank. Die geistigen Aufregungen seiner Schreiberzeit, die Strapazen der letzten Kriegsjahre hatten seine Gesundheit, die ohnehin nicht stark war, untergraben. Er mußte sich Ruhe gönnen, er mußte eine Zeit lang den Anstrengungen des Kriegerlebens fern bleiben. Selbst Major Lawrence, so schmerzlich ihm die Trennung von Clive war, drang inständig in Clive, sich einige Jahre in der Heimat zu erholen. Jane Maskelyne vereinte natürlich ihre Bitten mit denen ihres väterlichen Freundes.

Aber ehe Clive ging, wollte er, wie er sagte, reinen Tisch machen. Die beiden starken Forts von Kovelong und Jingleput zwischen Madras und Pondichery befanden sich noch in den Händen der Franzosen und hinderten die militärischen Bewegungen der Engländer. Clive beschloß sie so zu sagen im Handumdrehen zu nehmen. Ihm fehlte nur das Beste dazu: Soldaten. Alles, was ihm Major Lawrence zur Verfügung stellen konnte, war eine Handvoll Rekruten, Gesindel, das man in London und den englischen Häfen gepreßt hatte, Gauner, Diebe, träge Handwerker, eine Rotte, die sich zwar vor Tod und Teufel nicht fürchtete, aber von militärischer Disciplin keine Ahnung hatte und vor Kugeln und Bajonetten einen gewaltigen Respekt empfand. Denn wenn auch jeder auf seine eigene

Hand tapfer war, so fehlte ihm doch der moralische Muth des Soldaten, der ruhig mitten im Kugelregen auf seinem Posten ausharrt.

So ermattet und überreizt Clive auch war, so ging er dennoch mit dem Muthe eines Hercules an die Arbeit, aus diesem Gesindel kampffähige Truppen zu machen, und sobald sie nur ein wenig eingeübt waren, rückte er mit ihnen auf Kovelong, um es zu belagern. Als jedoch der erste Schuß aus der Festung fiel und einer von den Tapfern todt niederstürzte, machte der ganze Haufe Kehrt und lief davon. Nur mit Mühe brachte Clive die Ausreißer zum Stehen und gewöhnte sie dadurch an die Gefahr, daß er sich selbst rücksichtslos dem Kugelregen aussetzte. Freilich ging dies nur langsam, und noch nach acht Tagen erlebte es Clive, daß die Schildwachen sich in einen Brunnen verkrochen, als eine Kanonenkugel über sie dahinfuhr. Sobald sich die Rotte jedoch an das Feuer gewöhnt, wurde sie brauchbar, und Kovelong fiel, gerade als eine starke französische Abtheilung von Jingleput heranzog, um den Ort zu entsetzen. Clive zog diesen Entsatztruppen entgegen und legte ihnen einen Hinterhalt. Der Feind marschirte arglos wie im tiefsten Frieden die Straße dahin, als Clive's Truppen, hinter Hecken und Mauern günstig versteckt, ihm eine Salve sendeten. Diese ein-

zige Salve tödtete hundert Mann nnd brachte vollständige Auflösung unter die Franzosen und ihre Sepoys. Dreihundert von ihnen wurden noch zu Gefangenen gemacht, und Clive folgte dem Reste, der nach Jingleput zurückfloh, auf dem Fuße. Fast zugleich mit den Franzosen langte er unter den Mauern dieser starken Festung an. Der französische Befehlshaber schien sich wacker vertheidigen zu wollen, ließ es aber, als Clive Bresche geschossen, doch nicht auf einen Sturm ankommen, sondern capitulirte, und mit neuen Lorbeeren geschmückt eilte Clive nach Madras.

Lieutenant Maskelyne und Will Starlow waren ebenfalls von ihren verschiedenen Stationen herbeigeeilt, um der Hochzeit Clive's beizuwohnen. Issuf war nicht erschienen. Vielleicht grollte er Clive, der ihm auf seine Vorschläge in Bezug auf Adora durch die Heirath mit Miß Maskelyne geantwortet. Major Lawrence kam noch in der letzten Stunde, um Clive zu den letzten Erfolgen zu gratuliren und den Brautführer zu machen.

Wenige Tage nach der Hochzeit bestieg Clive mit seiner jungen Frau ein Schiff, das nach Europa segelte. Kurz vorher war von Mr. Snyders aus Bombay die Nachricht eingetroffen, daß Angria Schwierigkeiten mache, Miß Clara Badyson freizugeben, da er von

Mr. Barny die Nachricht erhalten, daß nur er, Mr. Barny, berechtigt und verpflichtet sei, sich des jungen Mädchens anzunehmen. Angria benutze diesen Zwischenfall als einen willkommenen Vorwand, zu erklären, daß er gern Miß Clara freigeben wolle, aber nicht wisse, an wen er die Gefangene ausliefern dürfe. Mr. Barny sei inzwischen nach Europa zurückgekehrt.

Clive bat Mr. Saunders, an Angria zu schreiben, daß es Sache der Engländer sei, sich über den künftigen Beschützer des jungen Mädchens zu einigen, und daß er Miß Clara fürs Erste nur ruhig nach Bombay senden solle.

„Diese Piraterie ist eine Schmach für uns!“ fügte er hinzu. „Wir sind das mächtigste Volk zur See und lassen uns von einem solchen Zaunkönig plündern und brandschatzen. Sollte ich je wieder hierher kommen, Mr. Saunders — und ich hoffe es! — so will ich diesem Angria in Gheria selbst einen Besuch abstatten, bei dem ich mich mit Vollkugeln anmelde!“

Eine Stunde darauf war er auf dem Wege nach England, von Keinem mit traurigern Gedanken und mit heißern Segenswünschen geleitet als von Will Starlow.

Ende des dritten Bandes.

Ein Sünder wider Willen.

Roman

von

Etienne Enault.

Aus dem Französischen.

2 Bände. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Der Sohn des Enthaupteten.

Roman

von

Jules Boulabert.

Aus dem Französischen.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

handlung zahlreiche Zustimmungen über die Leitung des Unternehmens von hervorragenden Vertretern der deutschen Belletristik geworden sind.

Diese Beweise der Theilnahme für das in Deutschland trotz zahlreicher Nachahmungen einzig dastehende Unternehmen legen der Verlagshandlung aber auch die Verpflichtung auf, an ihrem Programm, nur solche deutsche Original-Romane zum Abdruck zu bringen, welche nicht schon einmal, wie dies jetzt so häufig geschieht, namentlich in Zeitschriften, bereits gedruckt worden sind, unwandelbar festzuhalten. Neben diesem gewiß nicht zu verkennenden Vorzuge, wodurch die Abnehmer des „Album" davor bewahrt bleiben, Romane zu erhalten, welche sie schon einmal anderweitig gelesen haben, richten die Herausgeber des „Album" aber auch ihr Hauptaugenmerk darauf, außer den Beiträgen von den anerkannt wohlklingendsten Namen unserer Unterhaltungsliteratur solche von jungen, noch weniger bekannten Autoren nur dann zu bringen, wenn sie die volle Bürgschaft für eine besondere Leistung in dem Gebotenen übernehmen können.

Mit diesen Grundsätzen, welche die Verlagshandlung und die Herausgeber des „Album" leiten, streben dieselben dahin, der deutschen Lesewelt in dem „Album" auch die angenehmste Abwechselung in der Lectüre zu bieten, und findet darin der Familienroman wie der historische, der heitere wie der ernste gleiche Berücksichtigung, wonach ein vollständiger Jahrgang des „Album" keinen bunten und zufälligen Zusammenfluß von erzählenden Werken bietet, sondern eine Bibliothek bildet, worin die verschiedenen Gattungen des deutschen Romans vereinigt sind.

Von diesen innern Vorzügen abgesehen verleiht aber auch der außerordentlich billige Preis dem „Album" das Anrecht auf eine sich fortgesetzt steigernde Verbreitung, und wenn sich dasselbe schon überall findet, wo deutsch gesprochen wird, so geht doch das beharrliche Streben der Verlagshandlung dahin, daß sich das „Album" immer tiefer in das literarische Leben der Nation einwurzele und jeder deutschen Häuslichkeit das werde, was die Schillingsbücher dem Engländer sind: ein treuer Hausgenosse, ein Freund der Familie.

Bei dem Preise von 10 Ngr. für den Band eines neuen guten Original-Romans, den man sonst mit einem Thaler und noch theurer bezahlen muß und welcher oft den Gebühren gleich-

kommt, die man in der Leihbibliothek für einen Band bei längerem Behalten zu entrichten hat, bildet das „Album“ namentlich für größere Familien, in welchen es schon seit seinem Beginnen einen großen Anklang gefunden hat, die vortheilhafteste Acquisition, und für Lesezirkel, Gesellschafts- und Vereinsbibliotheken gibt es unbedingt keine günstigere Erwerbung als die Anschaffung des „Album“.

Der neue **dreiundzwanzigste** Jahrgang des **„Album“** wird wieder Beiträge von den besten Namen unserer gegenwärtigen Unterhaltungsschriftsteller vereinigen, als:

Graf Adalbert von Baudissin — Bernd von Guseck — Gustav Höcker — Adolf Mützelburg — F. Isidor Proschko — Heribert Rau — Adolf Schirmer — A. von Winterfeld —

die wir dem geehrten Publikum im Voraus aus voller Ueberzeugung als vorzügliche Romane empfehlen können.

Der Preis und die

Bezugsbedingungen

bleiben dieselben und zwar:

1. Der **dreiundzwanzigste Jahrgang** des **„Album“** erscheint ebenfalls in 24 Bänden, wovon **allmonatlich regelmäßig zwei** ausgegeben werden.
2. Der Preis eines Bandes ist für **Subscribenten** mit der Verpflichtung zur vollständigen Abnahme des ganzen Jahrgangs

10 Neugroschen

3. **Einzelne Romane werden nur zu einem erhöhten Ladenpreis, der mindestens 20 Ngr. pro Band beträgt, abgegeben.**
4. **Alle Subscribenten müssen den Betrag von 8 Thlr. Crt. für den ganzen Jahrgang auf einmal und voraus bezahlen.**

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Leipzig, Januar 1868.

Die Verlagsbuchhandlung von

Ernst Julius Günther.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Mützelburg, Adolf,

Robert Clive, der Eroberer von Bengalen historischer Roman

Bd.: 3

Leipzig (1868)